

# GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



## Friedhof der Verfluchten

**BASTEI  
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie  
von Jason Dark**



# **Friedhof der Verfluchten**

**John Sinclair Taschenbuch Nr. 23**

*von Jason Dark*

*erschienen am 15.02.1983*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Bastei Verlag

# **Friedhof der Verfluchten**

**Meine Familie stammt aus Schottland. In einem kleinen, alten Dorf Brigadoon lebten meine Ahnen. Über Hunderte von Jahren. Bis die Stadt im Moor versank. Nur wenige jedoch kannten den alten Fluch. Die Stadt war dazu verdammt, alle 100 Jahre aus dem Moor zu erscheinen. Diese Zeit war um, Brigadoon tauchte wieder auf. Auf dem Friedhof der Verfluchten wuchs die Stadt aus den Tiefen des Mooren, und für mich begann einer meiner unheimlichsten Fälle...**

Der Killer besaß die Geduld eines Raubtiers!

Er wusste genau, dass sein Opfer erscheinen würde und richtete sich darauf ein. Im weichen, taufeuchten Gras hatte er es sich bequem gemacht und den Lauf des automatischen Gewehres auf eine Astgabel gelegt, die ihn sicher abstützte.

Es war eine hervorragende Waffe, mit der Koonz schoss. Sie war ausgerüstet mit einem Zielfernrohr, das mit einer Genauigkeit auf den Lauf abgestimmt war, die schon einmalig zu nennen war. Mit dieser Waffe hatte Koonz nur einmal vorbeigeschossen, danach nicht mehr. Sein scharfes Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, als er das Reh ganz in der Nähe sah. Das Tier stand auf einer kleinen Lichtung und äste.

Für den Killer ein Beweis, dass er seinen Platz günstig gewählt hatte. Nicht einmal die scheuen Tiere nahmen ihn wahr. Er lag am Waldhang, versteckt im Unterholz. Schräg konnte er in eine große, weite Mulde schauen, die wie eine gewaltige Schüssel wirkte und umgeben von Bergen war. Hier würde das Feriencentrum, um das es letztendlich ging, ausgezeichnet hineinpassen.

Die Mulde war allerdings ein ideales Gebiet für Naturforscher. Es gab dort seltene Sumpflilien, Vögel nisteten im dichten Gras, der Boden war feucht und enthielt zahlreiche Würmer und Insekten, so dass die Vögel immer genügend Nahrung fanden.

Ein schöner Flecken Erde, ein kleines Stückchen unberührter Natur, um das sich eine Sage rankte.

Aber was interessierten den Killer schon alte Legenden und Sagen, auch wenn sie mit unheimlichen Friedhöfen oder geisterhaften Städten zu tun hatten.

Er musste seine Aufgabe erledigen, und das würde er. Koste es, was es wolle.

Leider wusste er die genaue Uhrzeit nicht, wann sein Opfer eintraf. Er hatte nur etwas von der Dämmerung gehört. Dann wollte der

Mann kommen und das Wild beobachten.

Als Koonz, der Mörder, daran dachte, begann er abermals zu grinsen. Das Wild beobachten! Einfach lächerlich. Der Mann ahnte nicht, dass er selbst das Wild sein würde und von einem Projektil getroffen werden sollte, das ihm keine Chance ließ, zu überleben.

Der Killer streichelte sein Gewehr, den einzigen Freund, den er besaß. Er warf danach einen Blick auf seine Uhr und schaute wieder hinab in die Mulde.

Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden. Bald würde die Nacht den Tag ablösen. Am Beginn der Dämmerung kam der Mann, er fuhr mit seinem Wagen vor die Mulde, ließ das Fahrzeug im Schutz eines hohen Gebüschs stehen und suchte sich erst danach seinen Platz, von wo er den besten Überblick hatte.

So jedenfalls wusste es der Killer. Er wusste auch, dass diese Gegend vielen Menschen nicht geheuer war. Hier hatte mal Brigadoon gestanden...

Der Killer schaute zum Himmel. Die Wolken hingen tief. Es konnte auch Nebel sein, der von den Hängen kroch. Auch in der Mulde hatten sich erste Schwaden gebildet. Dicke, graue Tücher, die hüft hoch über dem Boden schwebten und die Sicht in die Schüssel hinab behinderten. Das störte den Killer nicht. Er wollte den Mann schon vorher erwischen, bevor er in die Mulde hineinging. Die Kugel sollte ihn treffen, wenn er seinen Wagen verlassen hatte.

Abermals probierte der Killer die Schussbahn aus. Er senkte die Gewehrmündung um einige Millimeter und nickte zufrieden. Auch roch er das Waffenöl, für ihn ein Geruch wie für eine Frau ein kostbares Parfüm. Koonz konnte sich nichts anderes vorstellen, als den »Dampf« des Waffenöls in sich aufzunehmen. Das tat verdammt gut.

Dann zuckte er zusammen. Wie aus dem Nichts erfasste ein seltsames Leuchten die Mulde. Nur für einen winzigen Augenblick

entstand das rote Licht, das einen Schimmer ins Violette besaß. Woher es genau gekommen war, konnte der Killer nicht sagen, es war einfach da gewesen, und in dieser winzigen Zeitspanne hatte Koonz auch in die Mulde geschaut und dort etwas gesehen, was er als eine Täuschung ansah.

Verfallene Häuser und einen uralten Friedhof...

Dann war beides wieder verschwunden. Der Killer wischte sich über die Augen. Er war doch irritiert, wollte es nicht zugeben, obwohl ihm sein Verstand etwas anderes sagte. Da war etwas gewesen... Friedhof und Häuser...

Brigadoon!

Hatte man ihm nicht die alte Geschichte erzählt? Von dieser seltsamen Stadt, die alle 100 Jahre erscheinen würde, um den alten Fluchgesetzen zu gehorchen?

»Kinderkram«, murmelte Koonz, um sich selbst zu beruhigen.

»Verdammter Kinderkram, und ich falle noch darauf rein...« Er fluchte wütend, wobei er sich wieder anders hinlegte und jetzt eine bequemere Stellung eingenommen hatte. Zeit seines Lebens war er Realist gewesen. Eine saubere Kugel war für ihn alles, da brauchte er so einen Kram nicht.

Und doch hatte er etwas gesehen, auch das Licht war da gewesen. Als er nun in die Mulde schaute, sah alles wieder normal aus. Doch eine Täuschung. Und gerade das machte Koonz Angst. Wenn er sich täuschen ließ, deutete dies auf eine Nervenschwäche hin. Alles konnte er sich erlauben, nur so etwas nicht, dann war er bald raus aus dem Geschäft.

Killer sind Menschen ohne Gefühl, Präzisionsmaschinen, aber gleichzeitig ungemein sensibel. Koonz machte da keine Ausnahme. Auch er war ein sehr sensibler Mensch, Störungen in seiner unmittelbaren Umwelt konnten auch ihn beeinflussen, und das vorhin war eine verdamnte Störung gewesen. Selbstzweifel drangen in ihm

hoch, denn so etwas war ihm noch nie vorgekommen, und er hatte wirklich schon einiges hinter sich. Nicht umsonst gehörte er zu den Topleuten seines Fachs. In der ganzen Welt hatte er gemordet, sogar im Osten, nie war ihm so etwas passiert wie hier in Schottland.

Aber der Schrecken war noch nicht beendet. Kaum hatte Koonz wieder maßgenommen, als er die Stimmen hörte. Es waren keine normalen Stimmen, sondern geisterhafte Laute, die an seine Ohren schlangen. Von irgendwoher kamen sie, nicht einmal eine bestimmte Richtung war auszuloten, sie waren überall. Vorn, hinten - an der Seite. Brigadoon must die - Brigadoon muss sterben!

Der Killer merkte, dass sein Herz schneller schlug. Brigadoon, das war doch die versunkene Stadt, der sagemumwobene Ort, der einem alten Fluch anheim gefallen war.

Brigadoon must die!

Ein Singsang war es, der die Nerven des Killers so strapazierte. Es hörte sich an, als würde ein gesamter Chor singen, dessen Stimmen nicht hell und klar waren, sondern dumpf, drohend und deprimierend. Einfach unheimlich. Aber er sah keinen.

Koonz hatte bisher seine liegende Stellung beibehalten. Nun schnellte er hoch, drehte sich um, riss das Gewehr an die Hüfte und starrte auf den Waldrand, denn er dachte daran, dass sich die Sänger dort unter Umständen versteckt halten könnten.

Die Bäume, deren Laub sich allmählich färbte, standen dort wie stumme Wächter dicht an dicht. Dazwischen das Unterholz, von dünnen Nebelschleiern umfassen, aber keine Gestalten, die ein Lied sangen. Und doch hatte Koonz es gehört.

Da wollte ihn jemand verrückt machen, dessen war er sicher. Natürlich, anders konnte es nicht sein. Irgendwo hatte sich jemand versteckt, der ein Radio besaß und jetzt die Musik laufen ließ, damit er, Koonz, durchdrehte.

Der Killer zog die Schultern hoch. Er fröstelte plötzlich. Obwohl er

es nicht offen zugeben wollte, war ihm doch unheimlich zumute. Was sich hier abspielte, konnte man mit dem Wort unbegreiflich umschreiben. Er, der Realist, hatte dafür keine Erklärung.

Ein paar Schritte ging er auf den Waldrand zu. Seine Füße knickten das hochwachsende Gras, der rechte Zeigefinger lag am Abzug, Koonz war bereit, seine Waffe sofort einzusetzen, sollte es irgendwie erforderlich sein.

Da raschelte es links im Gebüsch. Augenblicklich drehte sich der Killer, suchte nach dem Gegner, und ein fast erleichtertes Lächeln spaltete seine Lippen, als er den »Gegner« erkannte. Ein Fuchs huschte durch das Unterholz und rannte in Zickzack-Sprüngen vor ihm weg. Der Killer atmete auf. Füchse singen nicht, sagte er sich. Er drehte sich wieder um.

Leer lag die Mulde vor ihm. Vielleicht hatte sich der Nebel ein wenig verdichtet, das war auch alles. Jetzt musste sein Opfer kommen, sonst wurde es zu spät. Das Gewehr war zwar mit Infrarot ausgerüstet, so dass er auch im Dunkeln damit schießen und treffen konnte, aber er tötete lieber im Hellen, da konnte er auf Nummer Sicher gehen. Oder hatte man ihn mit falschen Informationen versorgt?

Brigadoon must die!

Fast hätte Koonz vor Wut aufgeschrien, als er abermals die traurige Melodie hörte. Sie erreichte seine Ohren, pflanzte sich durch sein Gehirn fort und brachte seine Nerven in Unordnung. Was selten bei ihm vorgekommen war, spürte er nun. Feuchte Hände... Der Schweiß rann in Bahnen an den Innenflächen entlang und sammelte sich dort, wo die Finger begannen. Auch sein Herzschlag hatte sich weiterhin verstärkt, ein Zeichen, dass die innere Unruhe bei ihm schlagartig wuchs.

Der Killer war nervös. Und er war ehrlich genug, dies zuzugeben. Als er abermals in die Mulde schaute, da spürte er die Feuchtigkeit,

die auch in seine Augen hineinrann. Nein, das war nicht allein der Tau, es war auch der Schweiß.

Vielleicht Angstschweiß?

Koonz verzog das Gesicht. Es wurde eine Grimasse. Und plötzlich glaubte er, in der Mulde Gestalten zu sehen. Menschen, die sich bewegten. Geisterhaft, lautlos...

Zum erstenmal nach Jahren spürte Koonz wieder eine Gänsehaut, die über seinen Rücken rann. Nie hatte er das Gefühl gekannt. Über andere Menschen hatte er immer gelacht, wenn sie davon sprachen, er selbst kannte das nicht. Bis zu dieser Minute. Ausgerechnet jetzt, wo er vor einem wichtigen Mord stand, der ihm sehr viel Geld bringen sollte, passierte es.

Brigadoon must die!

Da war der Gesang wieder. Und diesmal sogar lauter. Er glaubte, dass die seltsamen Sänger oder Geister sich sogar in seiner Nähe befanden, drehte sich im Kreis und stoppte danach abrupt.

Er hatte etwas gehört. Ein fremdes Geräusch, eines, das überhaupt nicht in die Stille passte. Es war das Geräusch eines Automotors. Sein Opfer kam.

Der Killer atmete tief durch. Urplötzlich veränderte er sich. Jetzt war er wieder das lauernde Raubtier, nur darauf aus, sein Opfer zu töten. Vergessen war der Gesang, das Opfer hatte sich freiwillig in die Falle begeben.

Rasch nahm der Killer wieder seinen Platz ein, und er hörte, dass eine Wagentür hart zugeschlagen wurde. Bald würde er kommen.

\*\*\*

Er, das war Horace F. Sinclair!

Der ehemalige Rechtsanwalt Horace F. Sinclair hatte zahlreiche Hobbys. Er war so beschäftigt wie früher, und an einen langweiligen Lebensabend war bei ihm gar nicht zu denken.

Ein engagierter Mann, der sich sehr für die Erhaltung der Umwelt

einsetzte, in seiner kleinen Heimatstadt höchst geachtet war, und auf dessen Rat sehr viele Menschen hörten. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte die Zwiesprache mit der Natur.

Das heißt, er stieg spät nachmittags in seinen Jeep und fuhr in den Wald. Stundenlang konnte er dort sitzen, die Tiere beobachten, den Wind riechen, die Wolken sehen und sich darüber freuen, dass es noch so unberührte Flecken Erde gab. Das sollte sich ändern.

Genau dort, wo Harold F. Sinclair seinen Stammplatz besaß, hatten die Manager einer cleveren Baufirma den Plan gefasst, ein Ferienzentrum mitten im Wald zu errichten. Dank seiner hervorragenden Beziehungen war es Horace F. Sinclair gelungen, Wind von den Plänen zu bekommen.

Selbstverständlich wollte und würde er die Pläne dieser Baufirma durchkreuzen, daran ging überhaupt kein Weg vorbei. Schottland, seine Heimat, hatte bereits genügend Natur an den Tourismus verloren, so dass es galt, um jeden Flecken Erde zu kämpfen.

Und gerade das Gebiet, das sich Horace F. Sinclair ausgesucht hatte, war ein Stück Natur von besonderer Bedeutung. In dieser Gegend nisteten seltene Vögel, da sie vor Menschen sicher waren und ihre Ruhe hatten. Das durfte auf gar keinen Fall zerstört werden, und Horace F. Sinclair würde alles dafür tun, damit es auch so blieb. Es störte ihn schon, dass er mit dem Wagen in das Gebiet hineinfahren musste; um zu Fuß zu laufen, war es einfach zu weit entfernt. Wie ein Schuss klang es, als der ehemalige Rechtsanwalt die Tür des Jeeps zuschlug. Er zuckte selbst zusammen. Krach in der Natur mochte er nicht.

Für einen Moment blieb er neben dem Wagen stehen, atmete die saubere Luft ein und seufzte auf. Bald würde er nicht mehr so häufig herkommen, denn im Winter machte es keinen Spaß. Da lag der Schnee zu hoch, und er kam trotz des Jeeps nicht durch.

Der Herbst in Schottland reizte ihn immer wieder, obwohl der

Nebel schon früh aufstieg und spät in den Morgenstunden verschwand, wobei er sich in der Nacht verdichtet hatte.

Horace F. Sinclair besaß einen bestimmten Platz, wo er sich immer hinsetzte und über zwei Stunden praktisch eine Einheit mit der ihn umgebenden Natur bildete.

Er schritt jetzt zügig aus. Mit dem Wagen war er nicht bis dicht an die Stelle gefahren, er wollte die Tiere einfach nicht erschrecken. Der ehemalige Rechtsanwalt war waidgerecht angezogen. Hohe Schnürstiefel, feste Kleidung, die Hose aus grobem Cord, eine Parkajacke, deren Reißverschluss hoch zugezogen war.

So stapfte er durch das Gras. Stille umgab ihn. Wenn er nach vorn schaute, sah er bereits die hellgraue Nebelsuppe, die kniehoch in der Mulde lag. Die Sträucher, Büsche und Farne schauten nur zur Hälfte hervor und wirkten so, als würden sie in der Luft schweben. Ein wenig Melancholie bestimmte bereits das Bild der Natur. Manche Menschen wurden dabei schwermütig, Horace F. Sinclair nicht. Er liebte die frühen Herbsttage.

In Schottland war der Herbst eine besondere Jahreszeit. Da veränderten sich die Menschen, sie erinnerten sich wieder der alten Geschichten, erzählten von Flügen, von Druiden, von Monstern, die in einsamen Seen lauerten, von Burgen und Schlössern, auf denen es spukte, vom Reiter ohne Kopf oder von längst versunkenen Städten, die ebenfalls ein alter Fluch getroffen hatte.

Wie Brigadoon...

Immer, wenn Horace F. Sinclair an »seinen« Platz kam, musste er an diesen Ort denken. Er war verflucht, versunken, doch die Geschichte sagte, dass er alle 100 Jahre wieder erscheinen würde. Eigentlich war die Zeit jetzt reif...

Horace F. Sinclair wusste, dass es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die man nicht so einfach erklären konnte. Nicht umsonst wurde sein Sohn John, der in London als Polizeibeamter bei

Scotland Yard arbeitete, Geisterjäger genannt. Er war ein Mann, der sich mit übersinnlichen Fällen beschäftigte. Er jagte Vampire, Hexen und Werwölfe, und Horace F. Sinclair war schon einige Male selbst in einen Fall mit hineingezogen worden. Mit Schrecken dachte er an die Gruft mit dem Höllenauge. Dort hätte er fast sein Leben verloren, als ein gefährlicher Dämon, der Alp, ihn und seinen Sohn John hatte töten wollen.[\[1\]](#)

In der Vergangenheit hatte es einen Sinclair gegeben, der einen finsternen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte. Als Horace F. Sinclair das erfuhr, da machte er sich daran, Ahnenforschung zu betreiben, war allerdings noch nicht so recht weitergekommen, denn viel verschwand doch im Dunkel der Geschichte.

Brigadoon must die!

Als wäre er vor einen Baum gelaufen, so heftig blieb der ehemalige Anwalt stehen. Was er da hörte, war nicht nur seltsam, sondern auch gespenstisch. Geisterhafte Stimmen, die ein uraltes Lied sangen.

»Brigadoon muss sterben«, murmelte Sinclair, und dachte sofort an die alte versunkene Stadt.

Die Legende hielt sich. Sie war nicht auszurotten, und zahlreiche Menschen hatten in letzter Zeit gewarnt. Brigadoon würde zurückkehren, die 100 Jahre waren um. Und wenn die Stadt erschien, dann brachte sie auch das Grauen. So erzählte man sich.

Und jetzt hörte Horace F. Sinclair den alten Gesang. Wer sang da? Die Stimmen hatten sich nicht normal angehört, so sangen keine Menschen, nicht so hoch, monoton und gleichzeitig leiernd. Sofort dachte der Mann an die versunkene Stadt und an den seltsamen Friedhof, den sie gehabt hatte.

Friedhof der Verfluchten, so erzählten die Überlieferungen. Geister der Toten, die niemals Ruhe finden konnten, waren immer auf der Suche nach irgend etwas. Hatten sie gesungen?

Dem ehemaligen Anwalt lief es kalt über den Rücken. Obwohl er

starke Nerven besaß und schon des öfteren mit dem Grauen und Unerklärlichem konfrontiert worden war, bekam er doch ein flaues Gefühl, als er den Singsang vernahm. Da stimmte etwas nicht.

Angst verspürte er nicht, nur eine gewisse Neugierde. Er dachte auch an die Zeit. Waren die 100 Jahre etwa schon um? Es gelang ihm nicht, genau nachzurechnen, aber Leute im Dorf, die es eigentlich hätten wissen müssen, sprachen davon.

Nach 100 Jahren sollte Brigadoon wieder erscheinen. In wie vielen Nächten dies geschah, oder ob es auf einmal passierte, das alles war Sinclair unbekannt, doch er ahnte instinktiv, dass er vor einer entscheidenden Wende stand. Kam Brigadoon zurück?

Abermals hörte er den Gesang. Und er hatte sich um keinen Deut verändert. Traurig, melancholisch, quälend, als würden die Seelen unter unaussprechlicher Pein leiden.

Sinclair überlegte, ob er sich in seinen Wagen setzen und zurückfahren sollte, ließ es jedoch bleiben und ging vor. Nein, er wollte wissen, ob die seltsame Stadt mit ihrem verfluchten Friedhof tatsächlich erschien. Und ausgerechnet dort, wo er immer seinen Platz hatte, da hatte sie vor langer Zeit einmal gestanden.

In der Mulde!

Es gab alte Zeichnungen von Brigadoon. Sie waren der Phantasie entsprungen, zeigten einen verkommenen Friedhof, eine Burg dahinter, ein paar verfallene Häuser und Menschen, die mit bleichen, bösen und verkniffenen Gesichtern umherliefen. Sie hatten schweres Unheil auf sich geladen und waren deshalb verflucht worden.

Horace F. Sinclair ging weiter. Schritt für Schritt näherte er sich der Mulde. Er starrte dabei in den Nebel, suchte nach Bezugspunkten, aber noch war nichts zu erkennen.

Bis er gegen einen aus dem Boden wachsenden Gegenstand lief. Automatisch blieb er stehen.

Sein Herz übersprang einen Schlag, als er sah, was ihn da

aufgehalten hatte. Es war ein Kreuz. Aber kein normales. Erstens wuchs es aus dem Boden, und zweitens zeigte es ein Bild, wie Sinclair es noch nie gesehen hatte.

Das Kreuz besaß vier Totenköpfe!

Der ehemalige Anwalt ging keinen Schritt mehr. Die Überraschung musste er erst einmal verdauen. Schließlich bewegte er sich dennoch ein Stück zurück und senkte seinen Blick, damit er das Kreuz besser betrachten konnte.

Es war dunkel, musste aus Metall bestehen und wuchs aus der Erde. Sooft der Anwalt auch schon hier gewesen war, gesehen hatte er das seltsame Kreuz nie.

Und doch musste es eine Bedeutung haben, dass es ausgerechnet jetzt erschienen war. Eine Warnung? Wovor? Da hatte Sinclair nur eine Lösung. Dieses Kreuz sollte vor der längst versunkenen und verfluchten Stadt Brigadoon warnen. Etwas anderes kam ihm nicht in den Sinn.

Ja, so musste es sein. Und vielleicht markierte es auch den Eingang zum Friedhof der Verfluchten oder zu dieser Stadt. Möglich war in diesem Falle alles.

Das Kreuz glänzte vor Nässe. Der Nebel hatte sich auf dem alten verrosteten Metall abgesetzt, und er klebte auch auf den Totenschädeln, die sich an den Seiten des Kreuzes befanden. Rechts und links. Dazu oben an der Spitze und genau in der Mitte, wo sich die beiden Metallarme trafen.

Vier Totenköpfe!

Horace F. Sinclair räusperte sich. Er wusste nicht, was er davon halten sollte, auch dachte er an seinen Sohn, der ebenfalls ein geheimnisvolles Kreuz trug, allerdings besaß es keine Totenschädel wie dies hier. Automatisch dachte er an Brigadoon. Er wühlte mühsam in seinem Gedächtnis. Was wusste er überhaupt von dieser geheimnisvollen Stadt und deren Bewohnern?

Da sollte jemand eine ungeheure Schuld auf sich geladen haben. Ein Verbrechen, wie es grauenvoller nicht sein konnte. Man hatte eine Frau lebendig begraben.

Als Horace F. Sinclair daran dachte, da packte es ihn. Er zitterte, denn diese Vorstellung war schrecklich. Lebendig begraben...

Ja, das hatten die Menschen gemacht, und dieses Mädchen oder diese Frau soll eine Heilige gewesen sein, eine von den Engeln beschützte Person, die sich dann schrecklich an der Stadt und deren Einwohnern gerächt hatten. Brigadoon war verschwunden. Untergegangen! Die Erde oder eine andere Dimension hatte sie verschluckt.

»Mein Gott, jetzt denke ich schon wie mein Sohn«, hauchte der ehemalige Anwalt, aber das blieb ja nicht aus, bei dem, was er vernommen und jetzt auch gesehen hatte.

Vielleicht stand er genau an einer Schlüsselstelle. War das Mädchen vielleicht hier vergraben worden, wo jetzt das Kreuz mit den vier Totenköpfen aus dem Boden wuchs?

Der Mann spürte die Erregung, die ihn gepackt hielt. Er merkte, dass er an einer entscheidenden Wende stand, die Mulde würde nie mehr so sein wie früher, hier tat sich etwas, und Horace F. Sinclair musste wissen, was. Er dachte auch daran, seinen Sohn zu informieren, denn John kannte sich aus, er war in der Lage, Geister und Dämonen zu jagen, doch zuvor wollte Horace Sinclair ihm die entsprechenden Voraussetzungen schaffen. Das Kreuz musste untersucht werden. Ruckartig ging er in die Knie.

Im Bruchteil einer Sekunde hörte er das Pfeifen, dann ein singendes Geräusch, als etwas gegen das Kreuz schlug, es zum Erzittern brachte, und erst jetzt folgte der Knall.

Horace F. Sinclair lag im nassen Gras. Er dachte mit Schrecken daran, dass jemand auf ihn geschossen hatte...

Verspürte er Angst? Im ersten Augenblick wusste er dies selbst

nicht zu sagen. Er lag flach auf dem Boden, hatte seine Hände in das feuchte Erdreich gekrallt und dachte überhaupt nicht. Der Schock trat erst Sekunden später ein.

Auf dich wurde geschossen!

Dieser eine Satz hämmerte in seinem Kopf. Es war ein wüstes Trommeln, die Brust um sein Herz herum schien kleiner zu werden, sie zog sich zusammen, und er hörte die Schläge doppelt laut. Schwerfällig wälzte er sich zur Seite, als er daran dachte, auf dem Präsentierteller zu liegen. Hätte er sich nicht so ruckartig nach unten gebeugt, wäre es um ihn geschehen gewesen. Sein Leben hatte er nur einem unwahrscheinlichen Zufall zu verdanken.

Geister schießen nicht, dachte er. Irgendwo verborgen musste ein Killer lauern, dem er diesen Anschlag auf sein Leben zu verdanken hatte. Wie ein Rekrut robbte er zur Seite, zog erst die Arme an, danach die Beine und sah zu, so rasch wie möglich aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu gelangen.

Er war Waffenkenner genug, um zu wissen, dass man nicht mit einer Pistole oder einem Revolver auf ihn geschossen hatte. Nein, das war ein Gewehr gewesen, und so eine Waffe konnte streuen. Entfernungen zählten da kaum etwas.

Wieder der Knall. Diesmal hatte er das Sirren der Kugel nicht gehört, aber er sah den Einschlag des Geschosses. Dicht neben seiner linken Stirnseite hackte es den Boden auf. Der Schall des Schusses rollte nicht durch die Mulde, sondern wurde vom Nebel verschluckt. Zweimal hatte der heimtückische Killer nicht getroffen. Schoß er sich erst ein?

Horace F. Sinclair suchte verzweifelt nach einer Deckung. Er kroch nicht von der Mulde weg, sondern in sie hinein, denn er wusste von einigen Bodenerhebungen, hinter denen er Schutz finden konnte. Die erste hatte er bald gefunden. Gerade noch rechtzeitig zog er die Beine an, sonst hätte ihm die dritte Kugel die Wade zerschmettert.

Sinclair wälzte sich auf den Rücken und blieb schweratmend liegen. Er bedankte sich beim Nebel, der dafür Sorge trug, dass der Killer ein genaues Ziel nicht erkennen konnte. Trotzdem hatte er noch ungemein präzise gezielt, jedesmal hatte nur die Breite einer Handspanne gefehlt, sonst wäre er verloren gewesen.

Sicher fühlte er sich nicht, aber auch nicht mehr wie auf dem Präsentierteller liegend.

Ein paar Mal holte Sinclair tief Luft. Die Kugel, die neben seinem Kopf in den Boden gestampft war, hatte Dreck aufgewühlt und ihm den Schmutz ins Gesicht geschleudert. Mit dem Handrücken wischte er ihn aus der Stirn.

Noch immer standen seine Nerven wie unter Starkstrom. Die Angst umkrallte sein Herz, er konnte ein Zittern nicht vermeiden, und die Zähne klapperten aufeinander. Sosehr er sich auch darüber ärgerte und sich anstrengte, er konnte es nicht ändern. Seine Nerven ließen sich nicht mehr steuern. Der ehemalige Anwalt zwang sich dazu, ruhig liegen zu bleiben. Am liebsten hätte er diesen Ort verlassen, aber er wollte nicht mehr hoch, denn darauf wartete der Killer nur.

Sinclair war es in seinen langen, hinter ihm liegenden Berufsjahren gewohnt, den Verstand analytisch einzusetzen. Er durchdachte ein Problem von vorn bis hinten, auch jetzt arbeitete sein Gehirn automatisch, es ließ sich einfach nicht abschalten, sein Geist arbeitete wie ein Computer.

Jeder Mensch hat Feinde, darin bildete auch ein Mann wie Horace F. Sinclair keine Ausnahme.

Hinzu kam, dass er in seiner langen Praxis als Rechtsanwalt so manchem auf die Füße getreten war, aber das lag lange zurück. Drohungen hatte es zwar gegen ihn gegeben, meist kühlten solche hervorgestoßenen Worte hinter den Gefängnismauern ab, nein, dieser Killer musste auf ihn wegen einer anderen, neuen Sache gehetzt worden sein.

Da gab es eigentlich nur eine Lösung. Das Ferienzentrum. Es sollte genau an diesem Ort, wo auch Brigadoon versunken war, gebaut werden. Horace F. Sinclair hatte sich dagegen gewehrt. Er war immer ein starker Gegner gewesen, und er traute den Managern des Objekts nicht über den Weg.

Auch wusste er, dass in der Industrie mit harten Bandagen gekämpft wurde. Konzerne sind nicht zimperlich. Wenn es über Bestechung nicht ging, dann eben Mord. Bestochen worden war Sinclair nie, wahrscheinlich wussten seine Feinde genau, dass sie mit Geld bei ihm nichts erreichen konnten. Also versuchten sie es auf eine andere Art und Weise.

Nachdem er dieses Problem durchdacht hatte, ging es ihm etwas besser. Jetzt konnte er sich wieder auf die Umgebung und auch den im Schutz des Nebels lauenden Killer konzentrieren. Er versuchte zu rekapitulieren, woher der Schuss gekommen war. Auf jeden Fall schräg hinter ihm, als er noch vor dem Kreuz gestanden hatte. Ein wenig hob Sinclair den Kopf und peilte in die Richtung.

Zwei Hindernisse gab es. Erstens hatte sich der Nebel verdichtet, und zweitens war es dunkler geworden. Ein verdammt schlechtes Büchsenlicht für den bisher unsichtbaren Schützen. Allerdings auch nicht gut für Sinclair, denn er konnte ebenso wenig sehen. Zwei Feinde belauerten sich. Um sie herum Nebel und Stille. Zusammen bildeten sie eine unheimliche Atmosphäre.

Die graue Suppe stieg höher, sie kroch aus der Mulde und erinnerte dabei an lange, geisterhafte Arme, die alles umschlingen wollten. Selbst das Kreuz war kaum noch zu erkennen, es zeichnete sich wie ein düsterer Schatten im Grau des Nebels ab.

Der dichte Dunst verschluckte die Geräusche. Es würde schwer sein, irgendwelche Schritte zu hören, der Killer konnte sich lautlos anschleichen, was Sinclair überhaupt nicht gefiel. Er ärgerte sich auch, keine Waffe mitgenommen zu haben. Manchmal packte er die

Jagdflinte ein, diesmal jedoch war er waffenlos gekommen. War da nicht ein Schatten?

Sinclair starrte sich fast die Augen aus, er glaubte, einen tanzenden, menschlichen Umriss gesehen zu haben, konnte sich jedoch täuschen, weil der Nebel alles verzerrte sowie Gebilde und Figuren schuf, die es in Wirklichkeit nicht gab.

Eine Minute verging. Sie setzte sich aus 60 Sekunden zusammen, doch der Mann hatte das Gefühl, als würde die Zeit dreimal so lang. Die Angst kroch wie Kälte in seinen Körper, und auf seinem Rücken bildete sich eine Gänsehaut.

Sollte er liegen bleiben?

Horace F. Sinclair schaute sich um. Hinter ihm ging es weiter in die große Mulde hinein, wo Gras und Farne wuchsen, der Boden feucht war und an einigen Stellen das Gestrüpp und wilde Büsche eine fast undurchdringliche Wand bildeten.

Falls der unbekannte Killer nicht in der Nähe lauerte, war es gar nicht schlecht, den Rückzug zu versuchen, denn Sinclair glaubte daran, dass er die Gegend besser kannte als der Töter. Wie oft hatte er die Mulde oder den Platz durchwandert, wo früher die Stadt Brigadoon gestanden hatte. Er kannte hier jeden Flecken und befand sich in einem Vorteil dem Killer gegenüber.

Der ehemalige Anwalt drehte sich wieder um. Er wollte noch mal einen Blick nach vorn werfen und sah in der Bewegung die fahle Flamme, die aus dem Nebel stach. Mündungslicht!

Ausweichen konnte Horace F. Sinclair nicht mehr. Kein Mensch ist schneller als eine Kugel, sie würde ihn treffen und töten, falls sie auf ihn gezielt war.

Das hatte der Killer nicht getan. Die Mündung seiner Mordwaffe zeigte schräg nach unten, der Schusswinkel war spitz, und das Projektil hieb in die Erde dicht vor dem Gesicht des Anwalts, der auf dem Boden lag und sich vorkam wie ein zu Eis erstarrter

Mensch.

Dass er noch lebte, konnte er nicht fassen. Und er wusste auch keinen Grund zu nennen, höchstens den, dass der Killer nur mit ihm spielen wollte.

»Komm hoch, Alter!«

Die Stimme klang dumpf aus dem Nebel. Ohne Gefühl waren die Worte gesprochen worden. Horace Sinclair wusste aus Erfahrung, dass Mörder keine Gefühle zeigen durften. Opfer waren für diese menschlichen Bestien eine Ware, und so kam sich der ehemalige Anwalt auch vor, als er dem Befehl des Unbekannten gehorchte.

Horace F. Sinclair quälte sich auf die Beine. Ja, er hatte Angst, und das machte sich auch bemerkbar, denn er konnte kaum auf den Füßen stehen, hatte Mühe mit dem Gleichgewicht und spürte, wie sein Blut im Kopf rauschte.

Der Killer wirkte wie ein Gespenst. Nebelschwaden umflorten ihn. Er war der Mittelpunkt dieser grauen Tücher, ein düsterer Schatten, kalt, unnahbar und gnadenlos. Von seinem Gesicht war nicht viel zu erkennen. In der Größe ungefähr so wie Horace Sinclair. Er hatte dunkles Haar, konnte aber auch eine Mütze tragen, so genau war es nicht zu erkennen.

Der unbekannte Killer stand direkt neben dem aus der Erde wachsenden Grabkreuz. Seine Haltung konnte man als locker bezeichnen, doch der ehemalige Anwalt ließ sich nicht täuschen. Dieser Mann war gefährlich, die Haltung glich der eines Profis, der genau wusste, was er wert war. Daran gab es nichts zu rütteln.

Horace F. Sinclair schaute auf das Gewehr. Es klemmte in der Armbeuge des vor ihm stehenden Mannes, das sah locker aus, doch Sinclair wusste, dass der andere genau aufpasste.

»Warum wollen Sie mich erschießen?« Sinclair musste sich überwinden, um die Frage zu stellen. Vielleicht wären andere auf die Knie gefallen, er jedoch blieb aufrecht stehen und schaute der Gefahr

ins Auge.

»Ich sehe nicht ein, Ihnen den Grund zu nennen. Sie sind meinem Auftraggeber im Wege, das ist es!«

»Sprechen Sie von Lee J. Floren?«

»Keine Ahnung.«

»Sagen Sie es, Mister. Ich kann mit dem Wissen doch nichts mehr anfangen...«

»Eben!«

»Möchte aber trotzdem erfahren, wem ich mein Ende zu verdanken habe!«

»Das spielt keine Rolle.«

»Floren ist Manager dieser Bauträgergesellschaft, die das Feriencenter errichten...«

»Interessiert mich nicht«, unterbrach ihn der Mörder schroff. »Ich habe meinen Job - fertig.«

»Weshalb haben Sie mich nicht erschossen?« fragte der ehemalige Anwalt. »Los, reden Sie!«

»Sie haben Glück gehabt, denn mich störte etwas. Ich will noch wissen, woher die Stimmen kommen?«

»Welche Stimmen?«

Der Killer lachte scharf. »Tun Sie nicht so, Sinclair. Sie müssen Sie gehört haben. Was wird hier gespielt?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung.«

Koonz räusperte sich. »Wenn Sie es so sehen, sehe ich es auch anders, Mister. Ich werde Ihnen zunächst eine Kugel in die linke Kniescheibe schießen und Sie noch einmal fragen. Sollten Sie mir keine Antwort geben, schieße ich Ihnen eine Kugel in die rechte Kniescheibe. Haben Sie schon Männer gesehen, denen man die Kniescheiben zerschossen hat?«

»Ja, das habe ich!« knirschte Sinclair.

»Dann wissen Sie ja, was Ihnen bevorsteht. Also, noch einmal.

Was waren das für Stimmen?«

»Geisterstimmen.« Sinclair rutschte die Antwort heraus, und sie war auch nicht falsch, doch der Killer fühlte sich auf den Arm genommen.

»Glauben Sie an Geister?«

»Eigentlich nicht, aber ich...«

»Dann rücken Sie mit der normalen Antwort heraus!« forderte der Mörder.

Horace F. Sinclair hob die Schultern. Dabei verzog er das Gesicht und schluckte. »Aber ich sage Ihnen, es gibt für mich keine andere Möglichkeit. Denken Sie an Brigadoon, die versunkene Stadt. Über ihr liegt ein Fluch, und alle 100 Jahre soll die Stadt für ein oder zwei Nächte aus einem unbekannten Reich wieder zurückkehren.«

Der Killer lachte. »Ammenmärchen sind das. Verdammt Ammenmärchen, und mich wollen Sie damit...«

»Es gibt keine andere Erklärung für die Stimmen. Wirklich nicht.«

»Wo haben Sie Ihr Radio?«

Horace F. Sinclair war erstaunt. »Welches Radio?«

»Das, mit dem Sie die Stimmen produziert haben, zum Teufel.« Der Killer trat einen halben Schritt vor. Sein Gesicht war jetzt besser zu erkennen. Es zeigte einen bösen, gierigen Ausdruck, und die Waffenmündung wies genau auf Sinclairs Bein.

Der ehemalige Anwalt schüttelte sich. »Aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass dies nicht stimmt. Die Stimme...« Er verstummte, denn er hörte sie ebenso wie der Killer.

Brigadoon must die!

Ein Singsang war es. Hoch in der Tonlage, unheimlich anzuhören. Dem Anwalt rann es kalt den Rücken hinab, auch dem Killer war nicht wohl, denn er schaute sich gehetzt um.

Vielleicht hätte ein anderer die Chance genutzt und versucht, den Killer zu überwältigen, aber nicht der ehemalige Anwalt. Er war

erstens körperlich nicht durchtrainiert genug, zweitens zu alt, und drittens dachte er in diesem Moment auch nicht daran. Der Stimmenklang war einfach faszinierend, obwohl sie sich gespenstisch anhörten und von weiten unheimlichen Jenseitswelten zu erzählen schienen. Während Horace Sinclair still stehen blieb, bewegte sich der Killer. Er drehte sich schnell im Kreis, die Gewehrmündung machte diese Bewegung mit, mal deutete sie auf Sinclair, dann wieder an ihm vorbei, ein Zeichen, wie durcheinander der kaltblütige Mörder in diesen Augenblicken war.

Der ehemalige Anwalt befürchtete, dass der Mann die Nerven verlieren und schießen würde, jetzt, wo er nervös geworden war. Dabei glitt Sinclairs Blick nicht nur über die Gestalt des Killers, er sah auch das Kreuz, und er bemerkte, was vor dem Kreuz geschah. Die Erde war aufgebrochen, als hätte jemand von unten mit starker Kraft dagegen gedrückt.

Es war tatsächlich eine Kraft, die die Erde hochschob, um selbst aus ihr heraussteigen zu können. Denn was aus dem Boden erschien, war eine bleiche Totenklaue...

Horace F. Sinclair sagte keinen Ton! Was er hier inmitten des wallenden Nebels und der Einsamkeit der schottischen Berge erlebte, war der kalte Horror.

Ein Toter oder eine Tote stieg aus dem Grab! Unwahrscheinlich... Und die geisterhaften Stimmen sangen dazu. »Brigadoon must die!«

Brigadoon muss sterben! Aber, verdammt, es lebt. Und wie!

Da war die Hand, die sich immer weiter in die Höhe drängte und sogar jetzt den Arm sehen ließ. Kaltes, nacktes Fleisch. Es war ein dünner Arm. Kein Leichenhemd bedeckte ihn. Nur Dreckkrumen klebten noch auf der Haut, die sehr bald herabrannen.

Dann die Finger. Sie sahen steif aus, waren halb gekrümmt und bildeten eine Klaue, die zupacken wollte.

In dem Augenblick drehte sich der Killer um. Er hatte sich leicht

gebückt, aus dieser Haltung heraus fixierte er sein Opfer. In den Augen glitzerte es, der Mund war verzogen. »Du kannst mich nicht reinlegen, Alter. Auch wenn du tatsächlich nicht weißt, woher die Stimmen gekommen sind, ist mir das jetzt egal, und dein Tod ist für mich eine beschlossene Sache. Verstanden?«

Sinclair nickte nur, während er nach unten schielte und die Hand nicht aus den Augen ließ.

Das bemerkte auch Koonz. »He«, sagte er, »ist was?« Er schaute ebenfalls auf die Stelle, und genau in diesem Augenblick griff die Klaue zu.

Sie war wie eine Klammer, als sie den rechten Fußknöchel des Mannes umschloss. Dann ein blitzschneller Ruck, der Killer, den die aus der Erde kommende Hand völlig überrascht hatte, vergaß zu schießen und verlor sein Gleichgewicht. Er krachte auf den Rücken.

Als der dumpfe Aufschlag ertönte, da war es für Horace Sinclair wie ein Startsignal. Ein großer Kämpfer war er nicht, aber er sah, dass der andere noch sein Gewehr festhielt. Demnach konnte er sich noch immer wehren, und dem wollte Sinclair entgegentreten.

Mit gewaltigen Sprüngen hetzte er voran. Zwei große Schritte brauchte er, sprang über den am Boden liegenden Killer hinweg, drehte sich und trat so fest gegen dessen Arm, dass der Mann aufschrie, die Hand öffnete und das Gewehr losließ. Mit einem Tritt schaffte es Horace Sinclair zur Seite, so dass es für den Killer unerreichbar war. Koonz schrie nicht, er kämpfte. Mit bloßen Fäusten musste er gegen das Unheimliche aus der Tiefe angehen. Während Horace F. Sinclair das Gewehr aufhob, wuchtete der Mörder seinen Oberkörper in die Höhe, gelangte in eine sitzende Stellung, beugte sich vor und griff nach der Hand. Er bekam sie zu fassen.

Dicht über dem Knöchel griff er zu. Nicht nur eine, sondern beide Hände nahm er. Sein Gesicht verzerrte sich dabei, als er alles an

Kräften herausholte, was in seinem Körper steckte.

Horace F. Sinclair stand nur einen Schritt entfernt, hatte das Gewehr jetzt aufgehoben und richtete die Mündung auf den Kopf des Killers. Der Anwalt zitterte, so nervös war er, in seinen Augen lag dabei ein fiebriger Glanz.

Koonz schrie und ächzte. Trotzdem schaffte er es nicht, den Griff zu lockern. Der Tote hatte einfach zuviel Kraft, und dann machte der Killer noch einen entscheidenden Fehler.

Er achtete nur auf die eine Hand und rechnete nicht damit, dass auch lebende Leichen zwei Hände haben könnten.

Und die zweite kam. Schneller als die erste stieß sie aus der Erde. Wie ein Blitz war sie oben und griff nach der Kehle des Killers. Auch diesmal gelang ihm keine Abwehr. Sein Schrei erstickte in einem Gurgeln, als die lebende Leiche ihn auf das Grab zog, wobei sie mit einer Hand die Kehle und mit der anderen den Knöchel des Killers festhielt.

Koonz verlor den Halt. Er wurde auf den Boden gerissen und stieß mit der Stirn gegen das Totenkopf-Kreuz.

Er wehrte sich verzweifelt. Es waren Schläge, die er mit beiden Fäusten führte. Er hieb um sich, traf zumeist nur die Erde oder das Kreuz, und anderes, was er gern getroffen hätte, das befand sich außerhalb seiner Reichweite.

Da war kein Körper, gegen den er hätte schlagen können, nur zwei Arme, die geisterhaft bleich aus dem Grab krochen und ihn festhielten wie starke Eisenklammern.

Die Luft wurde knapper. Rote Kreise tanzten bereits vor seinen Augen. Als Folge dieser Schwäche erlahmten auch seine Bewegungen. Längst schlugen die Arme nicht mehr so kräftig, da war nur noch ein mattes Anheben der Hände, das Zucken der Beine und die ächzenden, abgehackten Laute, die aus seinem weit offenstehenden Mund drangen.

Horace F. Sinclair aber schaute zu. Er befand sich in einer großen Zwickmühle, wusste nicht vor noch zurück, focht einen innerlichen Kampf aus, denn er fragte sich, ob er dem Killer helfen sollte. Da wurde ein Mann attackiert, der ihn hatte töten wollen, und zwar von einer lebenden Leiche, einer mordenden Bestie, die es sonst nur in Zombie-Filmen gab.

Dieser Gedanke gab schließlich den Ausschlag. Sinclair wollte dem Killer helfen, denn er war ein Mensch, das andere Wesen nicht. Aber was konnte er unternehmen?

Schießen? Natürlich, ein Ziel jedoch bot nur der Killer. Die Hände waren kaum zu treffen, und eine Kugel hätte sie durchschlagen und wäre dann noch in den Körper des Mannes gedrungen. Nein, auf diese Art und Weise konnte er nichts erreichen.

Der ehemalige Anwalt musste sich innerhalb von Sekunden entscheiden. Zu lange durfte er nicht mehr warten, denn die zweite Klaue der lebenden Leiche würgte den Mörder noch immer.

Horace F. Sinclair entschied sich schnell. Er drehte das Gewehr herum, so dass nicht mehr die Mündung, sondern der Kolben nach unten wies. Dann rannte er vor.

Der Killer lag in einer seltsam verrenkten Haltung auf dem Rücken. Die fünf Finger der Totenklaue hatten sich tief in das Fleisch des Halses gegraben, und Sinclair holte aus, um den Kolben gegen den aus dem Grab ragenden Arm zu hämmern, als er mitten in der Bewegung stoppte. Nein, das hatte keinen Sinn mehr. Die Augen des Mörders waren gebrochen. Sinclair hatte oft genug Tote gesehen, um zu wissen, dass diesem Mann keine Macht der Welt mehr helfen konnte. Koonz hatte das Schicksal ereilt.

Noch wusste der ehemalige Anwalt nicht, mit wem er es zu tun hatte. Er bückte sich und fühlte nach Papieren des Toten. Er fand nichts. Keinerlei Hinweis auf seine Identität.

Langsam richtete er sich auf, schaute auf das Kreuz und bemerkte,

dass die Totenschädel in einem geisterhaften Grün leuchteten. Das Leuchten besaß etwa den Umfang einer Handspanne. Zwar schluckte der Nebel einiges an Licht, aber das Geisterhafte blieb. Und nicht nur das. Mit Entsetzen stellte Sinclair fest, dass die lippenlosen Mäuler der Schädel sich bewegten. Sie formten Worte.

»Brigadoon ist erwacht. Brigadoon ist erwacht. Die Geister der Vergangenheit kommen zurück und werden die Lebenden holen. Gekommen ist die Zeit der Rache. Hüte dich vor Brigadoon. Hüte dich...«

Schaurige Worte, und jedes Einzelne verstand der Mann. Seine Augen wurden groß, denn er hatte auch die Stimmen erkannt und wusste nun, wer den geisterhaften Gesang ausgestoßen hatte.

Nicht irgendwelche unsichtbaren Geister, nein, das waren die Totenschädel auf dem Kreuz gewesen. Sie hatten gerufen, sie hatten gesungen und gewarnt...

»John muss her!« Der ehemalige Anwalt dachte die Worte nicht nur, er sprach sie aus. Ihm war klar, dass er seinen Sohn so schnell wie möglich alarmieren musste, bevor der Friedhof der Verfluchten und mit ihm der Ort zu einem neuen, geisterhaften Leben erwachte. Die 100 Jahre waren vorbei, deutlicher hätte das niemand Horace F. Sinclair klarmachen können.

Er kehrte um, nahm das Gewehr mit und rannte, so schnell er konnte, zu seinem Wagen zurück. Wie ein Schatten huschte er durch den dichter werdenden Nebel, das Grauen hinter sich zurücklassend. Als er sich endlich hinter das Lenkrad des Jeeps warf, war er völlig außer Atem. Minutenlang hockte er auf dem Sitz, atmete tief durch, keuchte und schluchzte.

Wehe den Menschen, wenn Brigadoon erwacht! Irgendeiner aus Lauder, seinem Heimatort, hatte diese Worte mal gesprochen. Und daran erinnerte sich der ehemalige Anwalt sehr deutlich. Wehe dem...

»Soweit darf es nicht kommen«, flüsterte er, drehte den Zündschlüssel herum und startete. Noch nie in seinem Leben war Horace F. Sinclair den Weg nach Lauder so schnell zurückgefahren...

\*\*\*

Auf meinen Vater war ein Mordanschlag verübt worden! Die Nachricht erreichte mich abends, nach dem Dienst, als ich in meiner Wohnung saß. Und sie haute mich fast vom Hocker!

Noch jetzt hatte ich seine Stimme im Ohr. »John, du musst unbedingt kommen. Es ist ja nicht nur der Anschlag, sondern auch das andere...«

»Welches?«

Er berichtete mir von Brigadoon. Und da hakte es bei mir ein. Brigadoon ist eine sagenumwobene Stadt gewesen. Ich erinnerte mich, dass man sogar ein Musical darüber geschrieben hat. Kaum vorstellbar, aber es entsprach den Tatsachen.

Und diese Stadt, die der Legende nach alle hundert Jahre wieder erwacht, tauchte nun auf und hatte bereits ein Opfer gefunden, nämlich einen Killer, der meinem Vater das Lebenslicht ausblasen wollte. Ich hatte zwar an diesem Tag keine Geister und Dämonen gejagt, kam mir aber trotzdem ziemlich geschlaucht vor, denn ich hatte Berichte verfasst. Der ganze Kram für das Archiv musste noch ausgewertet werden, und wie immer bei solchen Dingen zog sich dann die Zeit bis zum Feierabend sehr hin.

Aus einem gemütlichen Feierabend wurde natürlich nichts, der Anruf kam dazwischen, für mich eine Ehrensache, dass ich nach Lauder fahren würde, wo meine Eltern wohnten.

Vielleicht traf ich da auch Helen Cloud wieder, ein junges Mädchen, das an meiner Seite ein gefährliches Abenteuer erlebt hatte, als es um die ewigen Schreie ging.[\[2\]](#)

Selbstverständlich musste ich mich abmelden. Sir James Powell,

mein Chef, wollte informiert werden. Er ließ mich nur zähneknirschend fahren und bestand darauf, dass Suko in London blieb. Da konnte man nichts machen.

Es wäre falsch gewesen, sofort nach dem Anruf loszubreisen.

Erstens war ich ziemlich geschafft, und bis Schottland war es ein schönes Stück zu fahren, ich wäre sicherlich todmüde in Lauder eingetroffen, das wollte ich keinem zumuten, auch mir selbst nicht. Also legte ich mich ins Bett.

Immer wieder musste ich an meinen Vater denken und vor allen Dingen an den Mordanschlag. Bisher hatte ich es verstanden, meine Eltern so ziemlich aus allen Fällen herauszuhalten, doch es hatte mit der Mörderin Melissa begonnen, dann war die Sache mit dem dämonischen Ahnherrn passiert, und jetzt dieser Mordanschlag.

Stellte sich die große Frage, ob der Anschlag in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Erscheinen von Brigadoon stand, was mein Vater allerdings abstritt. Er hatte mir in kurzen Worten über ein Bauprojekt berichtet, gegen das er sich engagiert hatte. Er machte die Andeutung, dass die Hintermänner des Bauprojekts ihm den Killer auf den Hals gehetzt hatten. Es war nicht bewiesen, aber abstreiten konnte ich es auch nicht. Vielleicht fand ich noch eine Lösung. Der Bentley schnurrte satt. Ich schaffte die Strecke bis zur schottischen Grenze in Rekordzeit und fuhr dann den mir so bekannten Weg nach Lauder.

Schottland im Herbst ist ein Erlebnis. Ich muss einfach über die herrlichen Laubwälder berichten, deren Blätter in zahlreichen Farben schimmerten, vom kräftigen Gelb angefangen bis zu einem fast dunklen Violett. Über allem lag eine blasse Sonne, die allerdings noch so viel Kraft besaß, dass sie den Nebel aus dem Tal wegdamfen konnte. Es entstanden herrliche Bilder. Am liebsten hätte ich angehalten und fotografiert. Da die Zeit mir im Nacken saß, ich zudem noch zügig fuhr, war mir nur ein kleiner Blick gestattet,

den ich auch hin und wieder riskierte.

Dann sah ich die wallenden Nebelstreifen auf halber Höhe der Berge. Aus ihnen lugten die Spitzen dunkler Tannen oder die bunten belaubten Mischwaldäste.

Oft genug besaß die Nebeldecke Löcher, so dass ich in die Täler schauen konnte und manchmal kleine Seen sah, deren Oberflächen wie Quecksilber glänzten. Schottland zeigte sich in all seiner Pracht. Ich bekam so etwas wie heimische Gefühle und hätte am liebsten bei meinen Eltern drei Wochen Urlaub gemacht.

Schon bald hatte ich Lauder erreicht. Ein kleines Bergstädtchen, sauber, mit schmucken Häusern, vielen Gärten und eingerahmt von bewaldeten Bergen. Das Haus meiner Eltern lag ein wenig außerhalb des Ortes und stand an einem Hang. Es war ein altes Haus mit dicken Mauern, kein moderner Kasten, sondern ein Gebäude, in dem man sich wohl fühlen konnte.

Über den Bergen stand die Sonne. Ihre Strahlen fielen im schrägen Winkel auf die Erde, legten einen golden flimmernden Schein auf die Bäume und Hausdächer und stießen aus einem blauen Himmel herab. Man kennt den Himmel von Kitschpostkarten. Tatsächlich aber kann man so eine Himmelsfarbe an manchen Herbsttagen in den Bergen beobachten. Nicht nur in Schottland, auch in der Schweiz oder Österreich.

Den Silbergrauen lenkte ich über schmale Wege. Wenn ich anhielt und einige Menschen in meinen Wagen schauten, wurde ich oft begrüßt. Mittlerweile kannte man mich wieder hier in Lauder. Ich lächelte zurück. Eine herrliche, heile Welt, in die jedoch das Böse schon mehr als einmal wie eine Dolchspitze hineingestoßen und blutige Wunden hinterlassen hatte.

Noch zwei Kurven musste ich nehmen, dann hatte ich das Haus meiner Eltern erreicht. Ich sah den großen Platz, dazu die alten Bäume, die auch schon ihr Laub verloren, das malerisch verstreut auf

dem mit Kies bestreuten Boden lag.

Im nächsten Augenblick wunderte ich mich. Unter einem Eichenbaum stand ein schwarzer Mercedes 450. Eine deutsche Luxuslimousine. So einen Wagen fuhr mein Vater nicht. Es gab nur eine Erklärung für die Anwesenheit des Fahrzeugs.

Meine Eltern mussten Besuch bekommen haben. Ich stellte den Bentley nicht neben dem Mercedes ab, sondern lenkte ihn vorbei und parkte mit der Schnauze zum Haus.

Als ich ausstieg, öffnete sich auch die Fahrertür des Mercedes. Ein breitschultriger Mann in Uniform stieg aus dem Wagen und schaute unter seinem Mützenschirm mit leicht zusammengezogenen Augenbrauen zu mir hin. Aber noch eine Tür wurde geöffnet. Wie eine Schlange wand sich im nächsten Moment eine junge Frau aus dem Wagen, die eine Kamera umhängen hatte, schicke Robin-Hood-Stiefel trug, dazu eine enge grüne Hose, den großmaschig gestrickten Pullover lässig bis zum Gürtel hängen ließ und mich sofort anvisierte.

»Sind Sie John Sinclair?« fragte sie mich.

»Ja.«

Sofort riss sie die Kamera hoch, ich hob gleichzeitig den Arm und schützte mein Gesicht. »Keine Fotos, bitte.« Das fehlte noch, wenn ich irgendwo in der Zeitung zu sehen wäre.

»Warum nicht?« Sie ließ den Apparat sinken und baute sich breitbeinig vor mir auf, wobei sie sich ein wenig in den Hüften wiegte und mich spöttisch musterte.

Schlecht sah sie wirklich nicht aus. Die halblangen schwarzen Haare waren zu Locken gedreht und wirkten wie eine Frisur, der es Spaß machte, sich gegen den Sturm zu stemmen. Das Gesicht unter den Locken war schmal, die Wangenknochen traten etwas schärfer hervor, die Lippen zeigten eine gewisse Fülle, waren gleichzeitig auch spöttisch verzogen, wobei das kleine, aber energisch

hervorspringende Kinn auf ein gewisses Durchsetzungsvermögen hinwies. Die Figur hielt sich zwar unter dem Pullover versteckt, aber was sich da so andeutete, wenn der Wind das Kleidungsstück gegen den Körper drückte, das war nicht von schlechten Eltern.

»Sie starren mich nur an und haben mir noch keine Antwort auf meine Frage gegeben«, beschwerte sich die Frau.

»Ich bin eben fotoscheu.«

»Wie alle Bullen.«

»Mögen Sie keine Polizisten?« erkundigte ich mich.

Da wiegte sie den Kopf, sah zu, wie ich meinen Wagen abschloss und meinte dann: »Kommt ganz darauf an.«

Ich ließ den Schlüssel verschwinden, ging auf sie zu und sagte: »Da Sie meinen Namen inzwischen kennen, bin ich direkt begierig zu erfahren, wie ich Sie nennen darf.«

»Wieso?«

»Na ja, Sie scheinen irgendwie etwas mit meinen Eltern zu tun zu haben, Miss.«

»Ich nicht.«

»Sondern?«

»Mein Boss Lee J. Floren.« Sie sagte dies in einem Tonfall, als müsste jeder ihren Chef kennen.

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, aber damit kann ich nichts anfangen.«

»Jetzt knutscht mich aber ein Zebra. Lee J. ist ein Begriff. Auch in London.«

»Vielleicht J.R.! Wissen Sie, der von den Ewings...«

»Ach, hören Sie auf. Sie wollen mich nur auf den Arm nehmen. Lee J. ist ein Baulöwe. Touristik, verstehen Sie. Und wir werden auch Teile von Schottland erschließen. Da gibt es ja irre Feriengebiete, sage ich Ihnen.«

»Da haben Sie recht.«

»Ist es nicht eine Schande, wenn die unbenutzt liegen bleiben. Da können sich Großstädter erholen, Natur tanken, wie wir es auf unseren bereits gedruckten Broschüren geschrieben haben...«

»Und deshalb zerstören Sie die Umwelt.«

»Ach, das bisschen Sträucher und Moor.«

»Was sagt denn mein Vater dazu?« fragte ich.

Ihr Gesicht verschloss sich. »Der alte Sinclair, entschuldigen Sie, ist ein sturer Bock. Überhaupt nicht aufgeschlossen. Er hat eine Initiative gegründet, die uns noch das Leben schwer macht. Aber der industrielle Fortschritt ist nicht aufzuhalten, wir kriegen das Land, das wir brauchen, und wir bauen die Häuser dorthin.«

»Also ich kenne meinen Vater länger als Sie und wäre mir da nicht so sicher. Aber das ist Ihr Bier. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Modesty Blaine.« Sie hob den Arm und spreizte einen Zeigefinger ab. »Merken Sie sich diesen Namen gut, Polizist. Ich komme noch mal groß raus.«

»Als was?«

»Als PR-Tante.«

Ich grinste. »Ja, dann strengen Sie sich an.« Dann wechselte ich das Thema. »Übrigens, wer ist eigentlich der Supermann in der grauen Uniform?«

Modesty Blaine drehte sich um. »Das ist Slezak. Lee J.'s Chauffeur. Ehemaliger Einzelkämpfer. Ein Bulle von einem Mann. Der haut Ihnen die Ohren weg, dass Sie aussehen wie 'ne Rolle Pfefferminz. Ein unheimlich harter Knochen.«

»Mir kommt er eher vor wie dehnbares Weingummi.«

»Wieso denn das?«

»Ohne Rückgrat. Macht nur das, was man ihm befiehlt.« Ich nickte der forschenden Lady zu. »Vielleicht sieht man sich noch, meine Teure.« Dann ließ ich sie stehen.

Dicht ging ich an Slezak vorbei. Er schaute stur geradeaus,

würdigte mich mit keinem Blick. Unter beiden Schultern sah ich Ausbuchtungen, demnach trug er zwei Waffen bei sich. Ich merkte es mir.

»John!« Eine mir wohlvertraute Stimme ließ mich herumfahren. Meine Mutter hatte gerufen. Sie stand vor der Tür. Ich ging die Treppe hoch, um sie in die Arme zu schließen.

Es wurde wie immer eine herzliche Begrüßung. Meine Mutter hing sehr an mir, und es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn ich auch hier in Lauder gewohnt hätte. Das ließ sich nur nicht machen. Mein Wohnort war und blieb London.

»John, mein Junge, komm lass uns ins Haus gehen.« Sie freute sich riesig, dass sie mich nach so relativ kurzer Zeit schon wiedersah, denn ihr Geburtstag und damit die Sache mit den ewigen Schreien lag erst einige Monate zurück.

»Diese Frau ist falsch«, flüsterte sie mir ins Ohr, nachdem sie sich bei mir eingehakt hatte.

»Wieso?«

»Die gehört zu diesem Landhai.«

»Er ist also bei Vater?« Wir waren in der kleinen Halle stehen geblieben, und meine Mutter nickte heftig.

»Ja, John, die beiden befinden sich in Dads Arbeitszimmer. Ich lausche ja sonst nie, aber dort geht es hoch her. Selten habe ich Vater so schreien gehört. Aber das ist egal. Du kommst erst mal mit, machst dich frisch, und dann kannst du erzählen. Wenn das Helen Cloud wüsste, dass du hier bist. Sie hat schon zweimal nach dir gefragt, und soviel ich weiß, bekommt sie bald eine Wohnung hier in Lauder. Ein wirklich anständiges, bescheidenes und nettes Mädchen.«

Ich strich meiner alten Dame über das Haar. »Sicher, Mutter, sicher. Aber du weißt, ich habe einen gefährlichen Job, und verkuppeln lasse ich mich nicht, auch nicht von meiner eigenen

Mutter. Okay?«

»Wie der Vater«, stöhnte Mary Sinclair. »Er muss immer seinen eigenen Kopf durchsetzen. Dabei meine ich es nur gut. Ein Mann in deinem Alter, der sollte einfach verheiratet sein.«

»Später.«

»Und Jane Collins?«

Mein Gesicht verschloss sich. Mit dieser Frage hatte meine Mutter alte Wunden aufgerissen. Genaues hatte ich nicht erzählt, auch jetzt gab ich eine ausweichende Antwort. »Ich habe lange nichts mehr von ihr gehört, Mam.« Das war gelogen, denn mit Schrecken dachte ich an Janes grausamen Hexenabend.[\[3\]](#)

»Es geht dir sehr nahe, nicht?«

»Sicher.« Ich strich mit meiner Hand über ihre Wange und lief dann schnell davon, sonst hätte sie mich nicht losgelassen, und meiner Mutter konnte ich eigentlich keinen Wunsch abschlagen.

Mein Ziel war das Arbeitszimmer. Bis an die andere Seite der Halle musste ich gehen.

Meine Mutter hatte schon immer ein Faible für Blumen besessen. Das merkte ich auf dem Weg zu meinem Ziel. Die Boden- und Tischvasen waren mit frischen Sträußen gefüllt, die allesamt schon einen herbstlichen Charakter aufwiesen.

Die Tür zum Arbeitszimmer war, wie alle Türen in diesem Haus, sehr dick. Keine Spanplatten oder Presspappe, sondern Holz, das sich sehen lassen konnte. Mein Vater hatte sehr viel Wert auf solide Türen gelegt. Zum Teil besaßen sie das Alter von mehreren hundert Jahren. Dad hatte sie alteingesessenen Bauern abgekauft.

Ich erzähle das nur, weil ich trotz der dicken Tür die Stimmen vernahm. Zwei Männer stritten miteinander, und das Organ meines Vaters war deutlich herauszuhören.

»Niemals!« verstand ich. »Niemals werden Sie es schaffen und mich ausbooten. Nein, nur über meine Leiche, und da hätten Sie ja

fast Glück gehabt, Floren.«

»Ich verstehe Sie nicht, Sinclair,«

»Sie wollen mich nicht verstehen, das ist es doch. Auf normalem Wege können Sie einen Sinclair nicht klein kriegen, das liegt eben in unserer Familie. Wir sind Schotten. Also versuchen Sie es mit anderen Tricks, die zu meinem Glück schiefgelaufen sind.«

Ich hatte die rechte Hand schon auf der zur Tür passenden schweren Klinke liegen. Mein alter Herr fuhr da schwere Geschütze auf, das musste man ihm lassen. Der ging ganz schön zur Sache. So hatte ich ihn eigentlich nie kennen gelernt nach seiner Pensionierung. Nur im Gerichtssaal hatte er so manches Mal herumgetobt und seine Meinung klar und deutlich vertreten.

Mein Klopfen würden die beiden sicherlich nicht hören. Deshalb trat ich ohne die höfliche Bekanntmachung ein.

Keiner von ihnen schaute auf die Tür. Sie standen sich gegenüber. Mein Vater hinter und Lee J. Floren vor dem Schreibtisch. Wie zwei Kampfhähne wirkten sie. Beide waren schon älter.

Während mein Vater in seinem legeren Hausjackett und dem grauen Haar einen irgendwie soliden Eindruck machte, war Floren das Abziehbild eines Managertyps, wie man ihn von den Titelseiten der einschlägigen Wirtschaftsillustrierten kennt. Weißes Haar, glatt und sauber gescheitelt, solariumbraun, der Schneideranzug zeigte einen ausgezeichneten Sitz und schimmerte blau. Einen Blauton besaß auch das Hemd.

Nur in der Körpergröße hatte Floren nicht ganz mithalten können. Er war ein wenig klein geraten, kompensierte dies jedoch durch eine mehr als kräftige Stimme.

»Guten Tag!« Meine Stimme unterbrach das Wortgefecht. Die beiden Männer verstummten. Zuerst schaute mein Vater. Er sah mich, holte tief Luft, und ich stellte fest, dass sein Gesicht rot angelaufen war, so sehr hatte er sich geärgert. Dann jedoch glitt ein Lächeln

über seine Züge.

Das veranlasste auch Lee J. Floren, den Kopf zu drehen. Ein Blick aus seinen grauen Augen traf mich. Mehr abschätzend und mich sofort als einen Kontrahenten oder Gegner einstufend.

Horace F. Sinclair atmete auf. »Gut, dass du gekommen bist, John. Hier kannst du direkt hören, um was es geht.«

»Ist das Ihr Sohn?« fragte Floren.

»Ja.«

»Der Polizist, nicht?« Er sprach die drei Worte aggressiv aus und schaute mich herausfordernd an.

Ich bewegte mich ein paar Schritte vor. »Richtig, Mr. Floren. Haben Sie etwas gegen Polizisten?«

»Nein.«

»Dann werden wir sicherlich gut zusammenarbeiten können. Auf meinen Vater ist ein Mordanschlag verübt worden, wie er mir mitteilte...«

»Ich habe ihm mein Bedauern darüber schon ausgesprochen«, erklärte der Manager.

»Sie können sich kein Motiv vorstellen?«

Floren hob die Schultern. »Wollen Sie ebenfalls auf dieser Masche reiten?«

»Auf welcher?«

»Dass ich hinter der Sache stecke.«

»Sir, das habe ich mit keinem Wort gesagt. Aber wenn Sie dieses Problem schon einmal ansprechen, so muss ich feststellen, dass Sie und Ihre Firma ein Motiv gehabt hätten.«

»Wir sind ein Unternehmen und keine Gangster.«

»Ich möchte Sie nicht belehren, Mr. Floren, aber wie oft hat man gelesen, dass sich Unternehmen Gangstermethoden bedienen, wenn es darum geht, ihre Ziele durchzusetzen.«

»Wollen Sie mir unterstellen, dass ich Ihrem Vater einen Killer auf

den Hals gehetzt habe?« Er wurde wütend und plusterte sich dabei auf wie ein Pfau.

»Nein, das will ich nicht. Ich habe nur eine Möglichkeit angesprochen. Bei Ihrem Projekt geht es um Millionen von Pfund. Da ist es ganz selbstverständlich, dass man alles einsetzt, um die Pläne auch durchzuführen. Leider steht Ihnen mein Vater im Weg.«

»Und Sie werden dort nicht bauen, Floren«, mischte sich Horace F. Sinclair ein.

»Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Ich lasse die Gerichte entscheiden.«

»Die brauchen sich darum nicht zu kümmern.« Mein Vater schüttelte den Kopf.

»Wer dann?«

»Das übernehmen andere Kräfte.«

Das Lachen des Mannes klang spöttisch. »Glauben Sie noch immer an Ihre komische Geisterstadt oder den Friedhof der Verfluchten? Wie sagten sie noch? Brigadoon. Herrlich, das kenne ich. Habe ich mal auf der Bühne gesehen. Ist ein nettes Musical, aber keine reale Sache. Ich hätte Sie wirklich für schlauer gehalten.«

»Brigadoon hat Ihren Killer getötet. Und das ist als einziges Stück von ihm übriggeblieben.« Horace Sinclair beugte sich zur Seife und nahm den Gegenstand hoch, der bisher durch den Schreibtisch verdeckt gewesen war.

Ich sah ein automatisches Gewehr - die Killerwaffe!

»Das ist die Waffe des Mörders gewesen«, bekam ich auch gleich darauf die Bestätigung. »Ich habe sie extra mitgenommen und bereits auf Fingerabdrücke untersuchen lassen. Das Ergebnis liegt noch nicht vor. Sollte der Killer aber anhand seiner Prints zu identifizieren sein, können wir die Spuren weiterverfolgen.«

»Das würde mich nicht stören«, erklärte Lee J. Floren kalt. »Ich gönne Ihnen eine Klärung, Sinclair, damit Sie endlich von Ihrer

wahnwitzigen Idee ablassen, ich könnte etwas mit dem Mordanschlag auf Sie zu tun haben. Außerdem ist es nicht sicher, ob dieser Anschlag überhaupt geschehen ist, Mr. Sinclair.«

Mein Vater holte tief Luft, auch ich war schockiert. »Sie... Sie zweifeln an meinen Worten?«

»Ja.«

»Das müssen Sie aber verdammt gut erklären, Floren«, mischte ich mich in den Dialog.

»Das will ich gern. Ich habe nicht zum erstenmal mit Umweltaposteln zu tun. Meine Erfahrungen sind da ziemlich weitreichend. So edel die Motive mancher auch sein mögen, in der Durch-und Ausführung lassen Sie zu wünschen übrig. Sie arbeiten mit Tricks und versuchen dadurch, die Gerichte auf Ihre Seite zu bringen. Sie sind Anwalt, Sinclair, oder waren es. Ihr Ruf ist noch immer ausgezeichnet. Deshalb fällt es mir schwer, Ihnen diese Tricks zu unterstellen, das hätten Sie an sich nicht nötig. Ich glaube einfach nicht, dass irgend jemand einen Killer auf Sie gehetzt hat. Das waren für mich einfach nur Hirngespinnste. Jetzt kennen Sie meine Ansicht.«

Dieser Lee J. Floren war ein verdammt eiskalter Bursche. Und er hatte harte Geschütze gegen meinen Vater aufgeföhren, der bei seinen Worten immer blasser geworden war. Dad hatte sich vorgebeugt, seine Handflächen lagen auf der Schreibtischplatte, die Adern an seinem Hals zuckten, und die Augen strahlten einen solch eisigen Ausdruck ab, dass man Angst davor bekommen konnte.

Floren merkte wohl, dass er einen Schritt zu weit gegangen war, und er versuchte einzulenken. »Es war eine theoretische Möglichkeit, die ich Ihnen aufgezählt habe.«

Der ehemalige Anwalt nickte. »Theoretische Möglichkeiten, sagen Sie. All right, Mr. Floren. Jetzt will ich Ihnen einmal eine praktische Alternative aufzählen. Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus.

Gehen Sie, aber schnell, bevor ich mich vergesse. Ich will Sie hier nicht mehr sehen. Ich bin der Hausherr und habe zu bestimmen!«

Floren nickte. »Selbstverständlich gehe ich. Nur dass Sie mich nicht mehr sehen werden, diesen Gefallen kann ich Ihnen leider nicht tun. Wir werden das Projekt durchziehen, darauf können Sie sich verlassen. Sie und Ihre Freunde jedenfalls hindern mich nicht daran.« Scharf machte er kehrt, schritt auf die Tür zu, blieb aber vor mir stehen. »Ich hoffe, dass Sie anders darüber denken, junger Mann.«

Mein Lächeln wirkte wie gefrorenes Wasser. »Ich anders? Nein, tut mir leid, Mr. Floren. Ich stehe voll und ganz auf der Seite meines Vaters. Das sollten Sie bedenken. Und der Mordanschlag auf ihn ist nicht vergessen. Vor allen Dingen nicht bei Scotland Yard.«

Floren winkte heftig ab. »Ach, erzählen Sie mir nichts, Sinclair. Und unterschätzen Sie meinen Einfluss nicht. Er reicht bis in die Spitze. Der Staat hat dieses Projekt abgesegnet.«

»Der Staat ist nicht alles.«

»Raus jetzt!« rief mein Vater.

Floren ging an mir vorbei, öffnete die Tür und verließ wortlos das Arbeitszimmer. Wir hörten seine Schritte im Flur verklingen. Eine Weile sprach niemand von uns ein Wort. Mein alter Herr blieb in seiner Haltung stehen. Er starrte böse auf die Schreibtischplatte. Seine Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen. Dann schüttelte er den Kopf. »Er steckt dahinter, John, das sage ich dir.«

Ich legte meine Hand auf seine Schulter. »Ich glaube dir, Dad. Und wir werden es auch herausfinden. Unter anderem deshalb bin ich schließlich gekommen.«

»Ja, natürlich.« Dad hob den Kopf. Jetzt lächelte er. »Tut mir leid, John, dass deine Begrüßung so ausfallen musste, aber er kam, und ich konnte nichts daran ändern.«

»Ich bin sogar froh darüber. So weiß ich wenigstens, wie der Hase

bei euch läuft. Vor dem Haus habe ich eine Modesty Blaine kennen gelernt. Was ist sie für ein Typ?«

»Steckt mit Floren unter einer Decke. Sie ist karrieresüchtig und tut dafür alles.«

»Schläft sie mit Floren?«

»Man munkelt es.«

»Kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich leise. »Und hast du diesen Slezak auch gesehen?«

»Den Fahrer?«

»Ja.«

»Ein Killer, glaube ich. Ehemaliger Legionär. Der hat im Dschungel gemordet und beschützt seinen Herrn und Meister.«

Eine Sekunde später rief sich Slezak auf drastische Art und Weise in Erinnerung. Jemand brüllte draußen schrecklich los. Florens Stimme war es nicht, auch nicht die der Frau. Das musste einfach Slezak sein. Wir rannten los!

In der Halle trafen wir meine Mutter. Sie wollte auch zur Tür, rang verzweifelt die Hände und rief immer wieder: »Mein Gott, mein Gott...«

»Was ist denn geschehen?« fragte ich.

»Der Fahrer, er ist...«

»Bleib du hier.« Ich wollte nicht, dass meine Mutter mit irgendwelchen Dingen konfrontiert wurde und drückte sie zurück. Bis zur Tür waren es nur ein paar Schritte.

Ich riss sie auf, stand auf der obersten Treppe und schaute auf den Platz vor dem Haus. Da sah ich ihn. Slezak hatte den Wagen verlassen. Er stand dicht neben dem dicken Eichenbaum und schrie. Das Bild, das er bot, war grauenhaft. Eine unbekannte Kraft hatte sich seiner bemächtigt, und sie schüttelte ihn durch. Da er sich in der Sonne aufhielt und sich seine Gestalt zudem noch vor dem dunkleren Baumstamm abzeichnete, konnte ich ziemlich genau erkennen, was

mit ihm geschehen war.

Er schwitzte Blut!

So schlimm und grausam sich dies anhörte, es entsprach allerdings den Tatsachen. Slezak stand da, wurde geschüttelt, und aus den Poren seiner Haut quollen die Blutstropfen wie winzige rote Perlen. Sie übersäten bereits sein Gesicht, hatten ein vielfältiges rotes Muster gebildet, das in Höhe der Stirn ein anderes Aussehen annahm. Quer über seinem Kopf, praktisch von links nach rechts, befand sich ein roter Streifen, als hätte man ihm mit einem Messer die Haut aufgeschnitten. Slezak hatte sich breitbeinig hingestellt, zitterte und konnte sich überhaupt nicht mehr beruhigen.

Auch an seinen Händen sah ich das Blut. In winzigen Fontänen schoss der rote Lebenssaft aus der Haut, sammelte sich, lief an seinen Fingern herab und bildete an den Spitzen Tropfen, die allmählich nach unten fielen und auf dem Boden ein rotes Muster hinterließen. Ein Bild des Grauens bot dieser Mann, der zu einem Spielball unsichtbarer Kräfte geworden war.

Lee J. Floren, der sich neben seinem Wagen aufhielt, war entsetzt. Der knallharte Manager lernte in diesen Augenblicken die Schrecken einer anderen Welt kennen, und auch Modesty Blaine war so erstarrt, dass sie nicht daran dachte zu fotografieren.

Slezak hatte keine Chance. Die Kräfte schüttelten ihn durch. Brigadoon ließ nicht mit sich spaßen und schlug eiskalt zurück. Und ich glaubte auch, hinter ihm eine Gestalt zu sehen. Fast ein Geist, durchscheinend und heller als das Licht...

»John!« hörte ich meinen Vater flüstern. »Was können wir tun? Der Mann stirbt...«

In fieberhafter Eile nestelte ich mein Kreuz hervor, startete und überwand die Treppe vor dem Eingang mit langen Sprüngen. Ich brauchte nur kurze Zeit, um ihn zu erreichen und hatte dicht vor ihm das Gefühl, in einen magischen Strudel zu geraten, denn das Kreuz in

meiner rechten Hand zuckte.

Im nächsten Augenblick stand ich so dicht bei ihm, dass ich es gegen seinen Körper pressen konnte. Slezak zuckte zusammen. Aus seinem Mund drang ein durch Mark und Bein gehendes Ächzen, bevor seine Knie weich wurden und er allmählich zu Boden sackte, wo er auch liegen blieb.

Ich stand neben ihm und schaute auf ihn hinab. Wahrscheinlich war ich es nur, der die dünne, geisterhaft klingende, helle Stimme hörte, die von Brigadoon sprach.

Brigadoon erwacht!

»Was?« rief ich. Nichts mehr. Alles war vorbei. Nur die Sonne schien noch. Gefiltert drangen ihre Strahlen durch das Laubwerk und zeichneten auf den Körper des Fahrers ein unruhiges Muster. Ich ging in die Knie. Überall war Blut. Aus jeder Pore schien ein winziger Tropfen gedrungen zu sein, der nicht an seinem Platz geblieben war, sondern sich verteilt hatte. Deshalb sah Slezak aus, als würde auf seinem Gesicht ein einziger Blutfilm liegen.

Seine Augen waren verdreht. Auch in ihnen sah ich das Blut. Da waren die kleinen Äderchen geplatzt, und ich fragte mich, ob dieser Mann noch am Leben war.

Meine Hand tastete nach seinem Herzschlag. Ja, ich spürte ihn. Nicht einmal schwach, sondern hart und pumpend, als würde sich sein Kreislauf in Aufruhr befinden. Hinter mir hörte ich Schritte. Im nächsten Augenblick waren wir von Modesty Blaine, meinem Vater und Lee Jay Floren umringt.

»Ist er tot?« fragte der Manager.

»Nein, aber er wird in ein Krankenhaus müssen.«

»Wie konnte das nur geschehen?« flüsterte die Frau und schüttelte sich.

Eine Erklärung bekam sie von mir nicht. Sie hätte sie mir kaum abgenommen. Floren aber meinte: »Er war wohl nicht gesund. Ärger

mit dem Kreislauf oder was weiß ich.«

Ich drehte den Kopf. »Auf jeden Fall werden Sie in der nächsten Zeit auf Ihren Fahrer verzichten müssen«, sagte ich und schaute ihn ernst an.

»Wir müssen ihn in ein Krankenhaus bringen.«

Da regte sich der Fahrer zum erstenmal. »Krankenhaus«, flüsterte er. »Verdammt, ich will nicht in ein Krankenhaus. Ich... ich kann auf mich allein achten.«

»Nein«, widersprach ich.

Plötzlich stieß er mich weg. Dies ging so schnell, dass ich nicht dazu kam, zu reagieren. Beide Hände trafen meine Brust, ich flog zurück und auf den Rücken.

Wie ein Blitz kam Slezak in die Höhe. Und ebenso rasch verschwanden seine Hände unter dem grauen Uniformjackett.

Die Waffen!

Ich sah die Bewegung, und in mir schrillten die Alarmsirenen. Es stand nicht genau fest, was er vorhatte, aber ich dachte mit Schrecken an einen Amoklauf...

Die nächsten Sekunden bekam ich wie in einem Zeitlupentempo mit. Ich hörte den Schrei der Fotografin, dazwischen Slezaks böses Lachen und sah die beiden Hände, die wieder zum Vorschein kamen. Mit zwei schweren Revolvern.

Hinter ihm befand sich der dicke Eichenstamm. Davor stand er. Blutbesmiert das Gesicht, den Mund verzogen, in den Augen ein mordgeriges Leuchten und auf, der Haut seiner Killerhände eine rote Spur. Er würde töten.

Zeit, meine eigene Pistole zu ziehen, hatte ich nicht mehr. Ich musste etwas anderes tun.

Bevor er abdrückte, warf ich mich nach vorn, umklammerte seine Beine und riss ihn zu Boden. Damit hatte er nicht gerechnet. Hart schlug er mit dem Hinterkopf gegen den Baumstamm, fluchte danach

wütend und drehte sich herum.

Meine Handkante fiel von oben nach unten, während ich den anderen zuschrie, sich in Deckung zu begeben.

Der Treffer schüttelte Slezak durch. Seine Reaktionen wurden unkontrolliert, und ich konnte ihm eine Waffe entreißen, die ich hastig wegschleuderte.

Dann schwang er die rechte Hand herum, wollte die Mündung in die Nähe meines Kopfes bringen, knurrte dabei wie ein Tier, ich warf mich zur Seite und kam auf seinen Arm zu liegen. Hart presste ich ihn gegen den Boden, hob das Handgelenk an und wuchtete es auf die Erde. Er ließ nicht los. Slezak war ein harter Brocken, gestählt im Dschungel, kannte er alle Tricks. Ich bekam es zu spüren, als er mir sein angezogenes Knie in die Hüfte ramnte.

Der Schmerz fraß sich bis zur Schulter. Mir stiegen Tränen in die Augen, ich sah die Welt verschwommen und wurde durch einen weiteren Griff von dem Körper heruntergehelt.

Knurrend und keuchend bewegte sich Slezak von mir weg, um in eine bessere Schussposition zu gelangen, denn es lag auf der Hand, dass er mich umbringen wollte.

Den Stein, den mein Vater in diesem Augenblick warf, sah ich nicht, ich hörte nur den Aufprall. Ein dumpfes, klatschendes Geräusch, als er den Kopf des ehemaligen Legionärs traf und ihn daran hinderte, abzudrücken.

»John!« Mein Vater warnte mich, ich kreiselte auf der Stelle herum, zog die Beretta, zielte damit auf Slezak, der im gleichen Moment und sogar noch früher abdrückte als ich.

Die Kugel hätte mich getroffen, wenn er auf mich gezielt hätte. Das hatte er nicht getan. Er tötete sich selbst.

Der Lauf des Revolvers war zur Hälfte in seinem auf gerissenen Mund verschwunden, als er abdrückte. Gegen diesen Schuss gab es keine Chance.

Slezak hatte sich selbst gerichtet!

Es war hart, verdammt hart für uns alle. In den folgenden Sekunden konnte niemand sprechen. Selbst Lee J. Floren war verstummt. Er schaute auf den Toten und hatte dabei seine Mundwinkel herabgezogen, als würde er sich vor dem Anblick ekeln.

Modesty Blaine hatte ihre Hände vor das Gesicht geschlagen. Sie wollte nichts sehen, für mich verständlich.

Mein Vater war bleich geworden. Seine Lippen zuckten. Er fühlte sich ebenso wenig wohl wie ich.

An einem tiefhängenden Ast zog ich mich hoch und blieb schwankend stehen. Der Schlag gegen die Hüfte machte mir noch immer zu schaffen. Das Atmen fiel mir schwer.

Als mein Blick das Haus streifte, sah ich meine Mutter auf der Treppe stehen. Sie musste den Vorgang mitbekommen haben, und sie wirkte so, als würde sie jeden Moment stürzen.

»Kümmere du dich um Mutter«, flüsterte ich Dad zu, der kehrtmachte und zu ihr hinüberlief. Ich aber ging auf Lee J. Floren zu. »Nun, Sie Manager«, sprach ich bissig. »Was sagen Sie dazu?«

Er schaute mich kalt an. Mein Gott, dieser Mensch kannte kein Gefühl. Nicht die Spur von Trauer lag in seinen Augen. »Ich sehe keinen Grund, Ihnen, Sinclair, eine Erklärung abzugeben. Tut mir leid. Sie werden sicherlich dafür Sorge tragen, dass die Leiche weggeschafft wird.«

»Mehr haben Sie nicht zu sagen?«

»Das Thema ist für mich erledigt.«

»Dann fahren Sie, aber verdammt schnell, und lassen Sie sich hier nicht mehr sehen.«

Modesty Blaine ließ die Hände sinken. Sie weinte. Darüber war ich froh. Denn sie bewies mir damit, dass sie längst nicht so abgebrüht war wie ihr Brötchengeber.

»Sie kommen mit, Modesty«, befahl Floren.

»Natürlich, Sir.«

»Darf man Ihr Ziel erfahren?« erkundigte ich mich.

Lee J. Floren war schon einige Schritte vorgegangen. »Nein, Sinclair, das dürfen Sie nicht.«

»Meiden Sie diese Gegend«, warnte ich ihn. »Und das meine ich ehrlich. Hier sind Kräfte am Werk, die Sie nicht steuern können, Mr. Floren.«

»Sie denn?«

»Kaum.«

»Dann will ich Ihnen nur sagen, dass Sie allen etwas vorschreiben können. Nur mir nicht.« Nach diesen Worten nickte er Modesty Blaine zu und stieg in den Wagen.

Sie ließ sich noch Zeit. Schaute mich dabei an und blieb für einen Moment vor der offenen Beifahrertür stehen. Wollte sie noch etwas sagen? Vielleicht versöhnende Worte zum Abschied? Nein, sie stieg ein, denn die barsche Stimme ihres Chefs holte sie in den Wagen zurück. Dumpf schwappte die Tür zu. Wenig später rollte der schwere Mercedes lautlos über den Platz. Ich schaute ihm nach, bis er in einer Kurve verschwand. Mit Lee J. Floren würden wir noch Ärger bekommen, das stand für mich fest.

Hinter mir vernahm ich Schritte. Als ich mich umdrehte, sah ich meinen Vater. Er trug eine Decke, die er über den Toten breitete, denn dessen Gesicht sah schrecklich aus.

»Ich habe die Polizei bereits informiert«, erklärte mein Vater und strich über sein graues Haar. »In der letzten Zeit war sie dienstlich öfter bei uns, als mir lieb ist.«

»Daran kann man nichts ändern, Dad. Manchmal kommt eben alles zusammen. Wie geht es Mutter?«

»Wieder besser. Sie hatte einen leichten Schock bekommen. Diese Auseinandersetzung war sie nicht gewohnt.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. »Fragt sich nur, was die

Gegenseite jetzt unternimmt. Glaubst du, dass Floren aufgeben wird?«

Mein Vater lachte heiser auf. »Nein, John, der nicht. Was der sich einmal in den Kopf gesetzt hat, führt er auch durch. Ich habe Erkundigungen über ihn eingezogen. Lee J. Floren ist ein menschlicher Eisblock. Er kennt nur das Geschäft.«

»So etwas Ähnliches habe ich mir fast gedacht. Dann wird er sich auch nicht von den unerklärlichen Ereignissen um Brigadoon von seinem Plan abhalten lassen.«

»Bestimmt nicht.«

»Was ist eigentlich mit Brigadoon und diesem seltsamen Friedhof der Verfluchten?« wollte ich wissen. »Du hast dich am Telefon ja kaum ausgelassen.«

»Erstens war es ein Ferngespräch, und zweitens bin ich auch nicht so bewandert. Man kennt die Geschichte der Stadt und ihres Friedhofs, die einem Fluch zum Opfer gefallen sind, aber Einzelheiten kann dir jemand anders besser erzählen.«

»Wer?«

»Der Rektor an der Schule, Art Pinter. Ein Mann, der sich in der Geschichte unserer Heimat ausgezeichnet auskennt, das kann ich dir versichern.«

»Mit ihm sollen wir reden?«

»Ja.«

»Das nimmt Zeit in Anspruch«, warf ich ein.

Vater schaute mich überrascht an. »Wieso? Willst du wieder zurück nach London?«

»Nein, das nicht. Aber ich denke da an den Friedhof und die Stadt. Wann würde sie denn erscheinen?«

»Den genauen Zeitpunkt weiß keiner. Ich nehme allerdings an, dass wir in den nächsten Tagen damit rechnen können. Ich habe das Kreuz mit den vier Totenköpfen gesehen, ferner drang aus der Erde das

Grauen. Ein Toter verließ seinen Platz, ein lebender Toter, John, und er hat den Killer, der auf mich angesetzt war, umgebracht. Eine lebende Leiche hat mir praktisch das Leben gerettet. Paradox - nicht?«

»Kann man wohl sagen. Die Frage ist nur, was sie mit dem Mörder gemacht hat?«

»Darauf wirst du von mir keine Antwort bekommen. Ich habe zugeesehen, dass ich wegkam.«

Ich schlug meinem alten Herrn auf die Schulter. »War das Beste, was du machen konntest, Dad.«

»Irgendwie habe ich das Gefühl, dass Floren sich Verstärkung holt und schon mit der Vermessung des Gebiets beginnt«, befürchtete mein Vater.

»Hat er denn das Land gekauft?«

»Nein. Die Verträge sind noch nicht unterschrieben worden. Er besitzt eine Option. Das alles hat er in aller Heimlichkeit geschaukelt. Wir wurden erst aufmerksam, als wir Prospekte in die Hände bekamen, wo das Modell des Ferienzentrums abgedruckt worden war. Danach schalteten wir schnell und legten Widerspruch ein. Jetzt ruht die Sache mit dem Verkauf, aber Floren wird natürlich alles daransetzen, um zu einem Verkaufsabschluss zu gelangen, das kannst du dir ja denken.«

Da hatte mein Vater recht. Nur nahm ich an, dass Brigadoon den Expansionsplänen dieses eiskalten Geschäftsmannes einen Riegel vorsetzte. Lee J. Floren war es gewohnt zu kämpfen, ich konnte davon ausgehen, dass er sich auch durch das intensive Eingreifen irgendwelcher Jenseitsmächte von seinem Plan nicht abhalten ließ. Darüber sprach ich mit meinem Vater, der mir zustimmte. »Aber wie willst du ihn stoppen? Ich bin nicht der Ansicht, dass man ihn in sein Verderben und damit in den Tod laufen lassen soll, aber haben wir ihn nicht früh genug gewarnt?«

»Schon.«

»Na bitte.«

»Ich denke auch mehr an Modesty Blaine.«

Der alte Herr lächelte. »Daher also weht der Wind.«

Heftig schüttelte ich den Kopf. »Nichts da, Dad. Das Mädchen tut mir leid. Es steckt unter der Fuchtel dieses Mannes, er wird es zwingen, mitzumachen. Bei diesem schrecklichen Vorfall vorhin habe ich festgestellt, dass sie nicht auf seiner Seite steht. Sie hatte mir etwas sagen, vielleicht eine Mitteilung geben wollen, sie traute sich nicht, weil Floren seine Augen überall hat.«

»Da kann ich dir auch nicht helfen, John. Vielleicht schafft sie es und trennt sich von ihm.«

»Das will ich hoffen.«

Motorengeräusch unterbrach unseren Dialog. Im nächsten Augenblick fuhr ein Streifenwagen auf den Platz vor dem Haus. Die Tür des Wagens schwang auf, und ein alter Bekannter entstieg dem Fahrzeug. Sergeant McDuff!

Das war mein Bilderbuch-Schotte. Fast so breit wie lang, ein roter Bart zierte sein eckiges Gesicht, und wenn McDuff einem die Hand gab, musste man Angst um sie haben, so einen Händedruck besaß er.

»John Sinclair!« rief er. »Ich hätte es mir ja denken können. Wenn ich dienstlich zu ihrem Vater gerufen werde, haben Sie Ihre Finger mit im Spiel. Worum geht es denn jetzt?« polterte er weiterhin lauthals über den Platz.

»Um Brigadoon, mein lieber McDuff!«

Da wurde selbst der Sergeant ruhig, und so etwas wie Furcht stahl sich in seine Augen...

\*\*\*

»Wenn wir Glück haben, könnten wir in zwei Stunden in Glasgow sein«, bemerkte die PR-Frau Modesty Blaine.

Lee J. Floren lachte nur. »In Glasgow? Nein, meine Liebe, wir

fahren nicht nach Glasgow.«

»Wohin dann?«

»Unser Ziel liegt woanders. Ich will mir das Gebiet noch einmal ansehen, wo ich demnächst bauen werde.«

Modesty erschrak und stieß ein hastiges »Nein!« hervor.

Floren bremste. Sacht kam der Wagen vor einer Kreuzung zum Stehen. Wenn er nach links fuhr, gelangte er in Richtung Glasgow, doch der Blinkanzeiger am Armaturenbrett wies auf die andere Seite.

»Was ich anordne, wird getan!« befahl er. »Richten Sie sich danach. Sie werden von mir bezahlt, Kindchen, und verdammt nicht schlecht. Also haben Sie meinen Wünschen Folge zu leisten.«

»Aber denken Sie an Slezak!«

»Das war ein Idiot. Er hat sich sein Ende selbst zuzuschreiben.«

»Und das Blut in seinem Gesicht. Haben Sie dafür eine Erklärung, Mr. Floren?«

»Selbstverständlich. Sein Kreislauf war eben nicht in Ordnung. Deshalb drang das Blut aus seinen Poren.« Floren ließ den Wagen langsam anrollen.

»Nein, so war es nicht.«

»Dann nennen Sie mir Ihre Version.«

Modesty Blaine musste sich erst eine Zigarette anzünden. Sie war nervös, das Rauchen half auch nicht. »Ich meine, dass es anders war. Und zwar sind hier Kräfte am Werk, die man nicht steuern kann. Das hängt mit dieser geheimnisvollen Stadt zusammen. Ein Fluch soll über der Stadt geschwebt haben, und er hat auch das Gebiet erfasst, auf dem wir bauen wollen. Mr. Floren, da sind Kräfte am Werk, die wir nicht steuern können. Sie entziehen sich unserer Kontrolle.«

»Ihrer vielleicht, meiner nicht!« lautete die arrogante und kalte Antwort.

Modesty Blaine hatte ihrem Chef selten widersprochen, obwohl es ihr manchmal auf der Zunge gelegen hatte. Im Hinblick auf ihre

Karriere hatte sie es dann bleiben lassen, diesmal allerdings nahm sie kein Blatt vor den Mund.

»Ich verstehe Sie sehr gut, Sir. Was geschäftliche Dinge anbelangt, sind Sie spitze, über Ihre menschlichen Qualitäten kann man diskutieren, aber was nun auf uns zukommt, das können Sie mit Ihrem Verstand nicht erfassen. Tut mir leid, dass ich Ihnen so etwas sagen muss, aber ich denke nun so.«

Floren lachte hart. Sein Adamsapfel zuckte auf und nieder. »Und da stehen Sie noch in meinen Diensten und wagen es, von mir Gehalt anzunehmen?«

»Ich kann auf der Stelle verschwinden!«

»Nein!« Dieses Wort klang hart und endgültig. »Sie verschwinden, wann ich es will. Noch nie hat mich jemand vor eine Alternative gestellt. Ich bestimme den Zeitpunkt Ihres Ausstiegs. Ebenso habe ich den Zeitpunkt Ihres Einstiegs bestimmt. Von Ihnen lasse ich mir nicht die Pistole auf die Brust setzen. Ich hoffe, wir haben uns da verstanden, meine Liebe.«

»Akustisch bestimmt, aber das andere schenke ich Ihnen. Ich bleibe bei meiner Ansicht.«

»Über die Sie in Zukunft zu schweigen haben«, kam die knallharte Antwort des Industriellen.

»Bitte.«

Sie hatten Lauder inzwischen verlassen. Die Einsamkeit der Berge, hier Uplands genannt, nahm sie auf. Viel Wald war zu sehen, dazwischen weite Weideflächen, auf denen die schottischen Schafe ihre Nahrung fanden. Die Berge stachen in den wolkenlosen Himmel, und die Sonnenstrahlen hatten inzwischen auch den letzten Dunst vertrieben. Bis zu dem bewussten Flecken Erde war es nicht weit. Allerdings mussten sie einen beschwerlichen Weg fahren, der praktisch nur aus Kurven bestand, so dass die Geschwindigkeit des Wagens längst nicht ausgenutzt werden konnte.

Zudem herrschte Gegenverkehr, die Straßen waren eng, und als Fahrer musste man sich konzentrieren. Manchmal begegneten ihnen Fuhrwerke, die von schwerfällig wirkenden Ackergäulen gezogen wurden. Die Männer auf den Böcken der Wagen passten in diese Landschaft. Das waren keine geschniegelten Burschen, sondern echte Kerle, vielleicht ein wenig rauh, aber sehr menschlich. Für diese Leute hatte Floren nur noch Verachtung übrig. »Schauen Sie sich die Typen doch an, Modesty, die werden mal auf Vordermann gebracht, wenn hier in die Gegend ein Ferienzentrum hinkommt. Dann erweitern wir auch die Straßen und brauchen uns nicht so durch die Landschaft zu quälen wie jetzt.«

»Ich weiß nicht, ob das so gut ist.«

»Sie waren doch auch für meinen Plan, haben Ihre Meinung aber sehr schnell geändert.«

»Vielleicht habe ich nachgedacht.«

Lee J. Floren lachte hart auf. »Nachgedacht? Sie sollten nicht denken. Überlassen Sie das mir. Sie brauchen nur meine Anweisungen korrekt auszuführen, mehr verlange ich nicht.«

Und mit dir ins Bett gehen, wie? fügte Modesty in Gedanken hinzu, aber da hatte der Typ sich geschnitten.

Zweimal hatte er den Versuch unternommen. Modesty war es immer gelungen, ihn abzuwehren. Und die kalte Schulter würde sie ihm auch weiterhin zeigen. Sie hatte keine Lust mehr.

Die körperliche Nähe des Mannes, der vor etwa einem Jahr auch von seiner zweiten Frau verlassen worden war, widerte sie an. Und sie ekelte sich vor seinen absichtlich-unabsichtlichen Berührungen, wenn seine Fingerspitzen oder der Handrücken mal »zufällig« bestimmte Stellen ihres Körpers berührten. Da wollte sie ihm in Zukunft ein wenig auf die Finger klopfen, diesem eiskalten Typ, der in einer Frau auch nicht mehr als ein Werkzeug zur Befriedigung seiner eigenen Lust sah.

Nach diesen Gedanken sah sie die Zukunft ein wenig sicherer. Ein Lächeln glitt kurz durch ihre Mundwinkel, das der Fahrer allerdings nicht sehen konnte. Ja, sie würde bei dem großen Lee J. Floren bleiben, aber sie würde lächelnd mit ansehen, wenn er in den Untergang trieb.

Dabei dachte sie nicht einmal so sehr an die versunkene Stadt Brigadoon, sondern mehr an die beiden Sinclairs. Das waren Typen, mit denen man einerseits Pferde stehlen konnte, doch als Feinde waren sie kaum unter Kontrolle zu bekommen. Die gingen keine Kompromisse ein, wenn es um die Erhaltung der Dinge ging, die dem Leben immer neue Impulse gaben.

Auch das Grauen hatte Modesty inzwischen aus ihrem Gedächtnis verdrängt. Vielleicht lag es auch an dem Sonnenschein, der die Welt so freundlich aussehen und Gedanken an Gespenster und Dämonen gar nicht erst aufkommen ließ.

Die Gegend war einsamer geworden. Kaum ein Fahrzeug kam ihnen jetzt noch entgegen. Auch Ortschaften lagen nicht mehr in der Nähe. Vor ihnen glänzte ein See. Er lag dem Gebiet bereits am nächsten. Die ruhige Wasserfläche reflektierte die Sonnenstrahlen. Kein buntes Segel setzte einen farblichen Tupfer.

Als hätte Floren die Gedanken seiner Angestellten erraten, sagte er plötzlich: »Da werden bald Boote fahren, an den Ufern kann gebadet werden, wenn sie ausgebaut worden sind. Ein Freibad am See, ein Restaurant, Schnellimbiss, das wird ein lohnendes Geschäft für die Pächter und Käufer, kann ich Ihnen sagen.«

»Und was machen Sie im Winter?«

»Wieso?«

»Hier in Schottland kommt der Winter meist früh und hält auch lange an, daran sollten Sie denken.«

»Das ist nicht mein Problem. Ich verkaufe den Leuten den Sommer, über den Winter können sich andere Gedanken machen. Da haben

wir ja unsere Ziele in der Schweiz und Frankreich.«

Modesty Blaine wusste davon. Mehr allerdings auch nicht. In die Einzelheiten hatte man sie nicht eingeweiht.

Sie passierten den See. Danach öffnete sich das Land. Sie konnten bereits die weite Mulde erkennen, in der das Feriengebiet entstehen sollte. Rechts und links stieg das Gelände sanft an. Grüne Matten zeichneten sich ab, darüber begann der Wald, der sich bis zu den Rücken der Berge hinzog. Ein wirklich reizendes Fleckchen Erde.

»Sehen Sie die komische Geisterstadt?« fragte Lee J. Floren und lachte hämisch.

»Nein.«

»Alles Spinnerei und dumme Tricks. Wenn normale Argumente nicht mehr ziehen, versuchen Sie es mit so einem Kram. Aber dem setze ich einen Riegel vor, darauf können Sie sich verlassen.«

»Eine Straße führt nicht hin«, bemerkte Modesty.

»Wir nehmen trotzdem den Wagen. Der ist so gut, dass er auch über Weideland fahren kann.«

»Es soll hier sumpfige Stellen geben. Das habe ich in den Landschaftsplänen gesehen.«

»Die sind ausgetrocknet.«

Junge, du hast keine Ahnung von Natur, dachte Modesty, schwieg aber und schaute zu, wie der Mann den schweren Mercedes an einer flachen Stelle von der Fahrbahn lenkte.

Einen Atemzug später fuhren sie bereits über das dicht wachsende Gras, das einen grünen Teppich gebildet hatte. Selbstverständlich war der Boden nicht eben. Wellen, Schlaglöcher, Querrillen, das alles musste die Federung des Wagens schlucken, aber der Mercedes leistete treu und brav seine Dienste ab, er brachte die beiden so unterschiedlichen Menschen näher an ihr Ziel heran, dem Gebiet, wo bald Ferienwohnungen entstehen sollten.

Eine dichte, dornige Buschgruppe sahen sie ebenfalls. Sie wuchs so

hoch, dass sie den Blick zur Straße versperrte. Kurz dahinter änderte der Untergrund seine Beschaffenheit. Er war plötzlich nicht mehr so griffig wie zuvor, sondern wurde rutschig und seicht. Das Lenken wurde zu einem Problem.

Er schimpfte.

»Ich hatte Sie vor den Sumpflöchern gewarnt«, sagte Modesty Blaine und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Noch stehen wir nicht.«

Das geschah bald. Die beiden Vorderräder kippten weg, auch die lange Kühlerschnauze senkte sich ein wenig, und einen Moment später steckten die Räder fest, dann drehten sie durch, weil sie keinen Halt in dem Matsch fanden.

Modesty Blaine hatte ihren Brötchengeber noch nie so kräftig fluchen gehört wie in diesen Augenblicken. Er wurde wütend und zornig, geriet außer sich und trommelte mit den Fäusten auf dem Lenkradring herum. Die junge Frau schwieg.

Schließlich hatte sich der Mann ausgetobt. Er wandte scharf seinen Kopf und funkelte Modesty an. »Was sitzen Sie hier noch! Steigen Sie aus und sehen Sie zu, dass Sie den Wagen wieder flott kriegen!«

»Ich?«

»Wer sonst?«

»Glauben Sie denn im Ernst, dass ich Ihren Wagen wieder in die Höhe hieven kann? Ich bin doch nicht Herkules. Nein, da suchen Sie sich mal eine andere.«

Lee J. Floren schaute seine Mitarbeiterin an, als wollte er sie auffressen. Seine künstliche Sonnenbräune konnte die Blässe der Wut auch nicht übertünchen.

»Wir müssen wohl oder übel zu Fuß zurück«, stellte die junge Frau sehr sachlich fest.

»Das weiß ich selbst.«

Modesty Blaine öffnete an ihrer Seite schon den Wagenschlag. Sie

schwung sich aus dem Fahrzeug, ihre Füße berührten den Boden, wobei sie sofort merkte, wie nachgiebig er war. Ja, da konnte man nur von einem Sumpf sprechen. Mit ihren Robin-Hood-Stiefeln sank sie ziemlich weit ein, und sie dachte gleichzeitig daran, dass das Gebiet erst noch entwässert werden musste, bevor man mit Bauarbeiten beginnen konnte.

Und noch etwas fiel ihr auf.

Die Luft war anders. Kälter, windiger. Sie drang durch die Maschen des grobgestrickten Pullovers und ließ auf der Haut der Frau einen Schauer zurück. Als sie zum Himmel schaute, da sah sie zwar noch die Sonne, aber sie war nur mehr ein fahler Fleck, als hätte jemand ein großes Tuch davor gespannt, so dass sie in ihren Umrissen nicht mehr klar zu erkennen war.

Seltsam...

Angst oder Furcht verspürte Modesty nicht, jedoch ein gewisses Unbehagen konnte sie nicht leugnen. Etwas hatte sich getan... Auch ihr Chef war jetzt aus dem Wagen gestiegen. Er schaute sich um und hatte die Mundwinkel verzogen. Wind wühlte das so sorgfältig gescheitelte Haar auf. Als die einzelnen Strähnen in die Höhe standen, da musste Modesty leise lachen. Wie der Kerl jetzt aussah, passte er in die Sesamstraße...

»Fällt Ihnen nichts auf?« fragte sie.

»Nein.«

»Es ist kühler geworden.«

»Interessiert mich nicht.« Lee J. Floren ging ein paar Schritte vor und begutachtete sich bückend den Schaden. Er musste zugeben, dass sie ohne fremde Hilfe aus dem Loch nicht herauskamen. Bis zur Achse steckten die Räder im feuchten Erdreich.

Da war nichts zu machen. Er sah ein, dass sie einen anderen Weg hätten nehmen müssen. Es gab Spuren, die man ohne weiteres fahren konnte. Sie führten sogar in die Mulde hinein, aber die kannten wohl

nur die Einheimischen.

»Wenn wir jetzt zurückgehen, schaffen wir es bis Lauder noch vor Einbruch der Dunkelheit«, schlug Modesty vor.

»Das glaube ich Ihnen gern, aber ich will jetzt nicht zurück.«

»Wieso?«

»Wir schauen uns das Gebiet einmal an. Schließlich müssen Sie auch wissen, wie die Verhältnisse sind. Sie sollen unsere Anlage den Kunden schließlich schmackhaft machen.«

»Dazu fällt mir aber bei dieser Aussicht nichts ein.«

»Lassen Sie Ihre Phantasie spielen.«

»Ich möchte mir nur meinen Mantel holen.«

»Gut, bringen Sie meinen gleich mit.« Floren warf ihr den Wagenschlüssel zu.

Modesty fing ihn auf und lief zum Heck der schweren Limousine. Sie schloss den Kofferraum auf, ließ die Haube hochklappen, nahm ihren Strickmantel und den teuren aus Kaschmirwolle. Ihren legte sie über die Schulter. Er war grün und reichte bis zu den Kniekehlen. In Höhe der Taille konnte er durch zwei übergroße Knöpfe zusammengehalten werden.

»Kommen Sie mit!« Floren marschierte schon voraus. Nach zwei Schritten versank er mit dem rechten Bein in einem Matschloch. Als er es wieder hervorzog, war seine Hose fast bis zu den Knien mit Schmier beklebt.

Modesty war stehen geblieben. Ihr Gesicht bewegte sich nicht. Hätte sie gelächelt, wäre ein Wutanfall ihres Chefs fällig gewesen. Dafür breitete sich Unglauben und Erstaunen auf seinem Gesicht aus. Er wischte sich über die Augen, bewegte seine Lippen, aber nicht ein Wort drang über sie.

Für diese Reaktion musste es einen Grund geben. Modesty wollte ihn wissen, drehte sich um und erstarrte zur Salzsäule. Vor ihren Augen lief ein unheimlicher, gespenstischer Vorgang ab.

Der schwere Mercedes löste sich allmählich auf...

»Ich glaube, ich spinne!« Dieser eigentlich lockere Satz rutschte Modesty Blaine über die Lippen, obwohl sie eine unwahrscheinliche Angst befiel, als sie das unheimliche Ereignis sah. Filme, wo solche Phänomene auf der Leinwand zu sehen waren, die gab es genug, aber in Wirklichkeit so etwas mitzuerleben, ging verdammt an die Grenzen der Nerven.

Sie atmete stöhnend und strich über die feucht gewordene Stirn. Die Blechteile des dunklen Fahrzeugs waren längst verschwunden, nur noch die Scheiben waren zu sehen, auch nur für Sekunden schwebten sie in der Luft, von keinem Rahmen gehalten, bevor sie kurzerhand verschwanden.

Die Stelle, wo der Wagen gestanden hatte, war leer!

Modesty Blaine schlug sich gegen die Stirn. Nur nicht verrückt werden, hämmerte sie sich ein. Jetzt um Himmels willen nicht durchdrehen, das kann nicht so schlimm sein, das ist eine Halluzination, eine Täuschung, eine Irreleitung...

Ein Klirren unterbrach sie.

Als störend empfand sie das Geräusch, schaute auf, senkte wieder den Blick und sah sich selbst zitternd dastehend und mit den Wagenschlüsseln klappern, die sie noch immer in der rechten Hand hielt. Ihr Körper bebte unaufhörlich. Sosehr sie auch dagegen anging, vermeiden konnte sie es nicht.

Und ihr Chef! Eine Witzfigur hätte nicht lächerlicher aussehen können als er. Vornüber gebeugt stand er da, starrte auf die Stelle, wo er zuletzt noch den Wagen gesehen hatte, und konnte es nicht fassen, dass sich der Mercedes aufgelöst hatte.

»Er ist weg!« flüsterte er, »verdammt, er ist weg!« Dann schrie er: »Weg! Weg! Verschwunden!« Er ballte die Hände zu Fäusten und schüttelte sich, bevor ein schluchzendes Geräusch seine Kehle verließ und diesen Anfall beendete!

Wieder entstand das Schweigen, bis es von einer seltsam hoch klingenden Geisterstimme unterbrochen wurde.

Brigadoon erwacht!

Wie ein Panther, der endlich seine Beute entdeckt hat, fuhr der Unternehmer herum, suchte nach der Sprecherin und fauchte seine Mitarbeiterin an: »Haben Sie die Worte gesprochen?«

»N... nein...«

Der Mann blieb stehen. Jetzt konnte Modesty auch nicht mehr über sein verschmiertes Hosenbein lachen, denn sie spürte, dass sich etwas über ihnen zusammenbraute und sich wie ein tödliches Netz zusammenzog, dem sie nicht mehr entinnen konnten. Die Gefahr wuchs...

»Was sollen wir machen?« fragte sie.

Der Kopf des Mannes ruckte hoch. Sein Kinn wies plötzlich einen energischen Zug auf. »Das fragen Sie mich? Bin ich für diese komischen Dinge hier verantwortlich? Bestimmt nicht. Ich weiß nicht, was wir machen oder unternehmen sollen.«

»Lassen Sie uns zurückkehren. Aber schnell, bevor es wirklich zu spät wird. Das meine ich nicht nur zeitlich. Da stehen Kräfte gegen uns, vor denen wir uns in acht nehmen müssen.«

»Ja, es ist das beste.«

»Und zu spät!« schrie das Mädchen und deutete in die Runde.

Etwas Unheimliches geschah. Ein Vorgang war eingeleitet worden, der den beiden Menschen das kalte Entsetzen über den Rücken trieb und sie in den Mittelpunkt des Grauens stellte.

Die Welt um sie herum veränderte sich. Zuerst wurde sie hell, sogar strahlend hell, und die seltsame Helligkeit wölbte sich wie eine Kuppel über dem gesamten Gebiet, das von dieser riesigen Mulde eingenommen wurde. Beide hatten das Gefühl, als würden zahlreiche Sonnen über ihnen explodieren und die Welt verändern. Sie blieb auch nicht und änderte sich in der Tat. Aber das bekamen

sie nicht mit, weil sie einfach nicht mehr in der Lage waren, die Augen offen zu halten, sondern sie schließen mussten.

Dimensionen wurden aufgehoben, schoben sich ineinander, neue entstanden, längst vergessene Welten wurden von einer unbegreiflichen Magie an die Oberfläche gespült, und zurück blieb Brigadoon oder der Friedhof der Verfluchten...

Es dauerte eine Weile, bis beide merkten, dass sich etwas verändert hatte. Durch die geschlossenen Augen spürten sie, dass die Intensität des grellen Lichtes abgenommen hatte. Längst blendete es nicht mehr wie zu Beginn, und zögernd öffneten der Mann und die Frau ihre Augen. Ja, sie konnten sehen, und sie befanden sich inmitten einer völlig fremden Umgebung.

Brigadoon hielt sie gefangen...

\*\*\*

Nicht nur Sergeant McDuff hatte Furcht gezeigt, als ich den Namen Brigadoon erwähnte, auch in den Augen des Rektors Art Pinter war es aufgezuckt, und um seinen Mund herum entstanden scharfe Falten. Brigadoon säte Furcht! Das stand fest, und ich wurde immer gespannter auf diese unheimliche Stadt.

»Aber kommen Sie erst einmal ins Haus«, lud uns Art Pinter ein. »Auf der Treppe redet es sich schlecht.«

Wir bedankten uns.

Der Rektor bewohnte eines der älteren Häuser in Lauder. Um hineinzugehen, mussten wir über einen schmalen, ansteigenden Weg an der Seite schreiten, der links von einer hohen Mauer begrenzt wurde, an der wilder Wein hoch wuchs.

Über der Haustür, zum Weg hin war sie mit einer Treppe verbunden, befand sich ein kleines Dach. Im rechten Winkel zur Tür hatte auf dem Vorpodest eine grüngestrichene Gartenbank ihren Platz gefunden.

Im Innern zeigte das Haus einen verwinkelten Zuschnitt. Sicherlich

gab es zahlreiche Zimmer auch in den beiden oberen Etagen. Die Treppe war eng, die Stufen bestanden aus Holz, und es roch überall nach frischen Äpfeln. Der Rektor geleitete uns in sein Arbeitszimmer, einen ziemlich großen Raum, der ein Erkerfenster besaß, das hinaus in den Garten führte, wo zahlreiche Obstbäume auf einer Wiese standen.

Innerhalb des Erkers stand eine kleine Sitzgruppe, wo wir drei Platz nahmen. Den Rektor schätzte ich auf 50 Jahre. Er machte einen soliden Eindruck. Sein Gesicht zeigte wenig Falten und die Farbe eines Menschen, der sich viel im Freien aufhielt. Er trug eine Brille und über dem karierten Hemd eine leichte graue Strickjacke.

»Brigadoon«, sagte mein Vater, als der Whisky goldbraun in den kristallinen Gläsern schimmerte. »Was wissen Sie darüber, Art?«

Der Rektor nahm sein Glas und trank einen kleinen Schluck. Dad und ich taten es ihm nach. Einen ausgezeichneten Stoff hatte uns der Mann vorgesetzt, ich war begeistert.

»Nun«, meinte der Rektor bedächtig und setzte sein Glas auf den kleinen Tisch. »Die Zeit könnte um sein.«

»Daran haben wir auch gedacht«, bestätigte Dad die Worte des Mannes.

»Was geschieht jetzt?«

»Ist denn schon etwas geschehen?«

»Ja, Art. Sogar ein unheimlicher Vorgang.« Mein Vater schilderte nun sein Erlebnis.

Gespannt hörte der Rektor zu. Ein paar Mal schluckte er, seine Hände bewegten sich unruhig, und als Vater seinen Bericht beendet hatte, sagte er leise: »Das war Angela, der Todesengel.«

»Wer?« fragte ich.

Er schaute mich an. »Ihnen kann ich es ja offen sagen, andere hätten mich vielleicht ausgelacht, aber Angela, die den Mörder getötet hat, wird der Todesengel genannt.«

»Aus welchem Grund?«

»Sie ist der Dreh-und Angelpunkt der gesamten Geschichte. Wer sie zu sehen bekommt, ist verloren. Es begann vor langer Zeit, da existierte noch die Stadt Brigadoon. Es war ein ländliches Örtchen wie alle anderen auch, nur änderte sich plötzlich daran etwas, als andere anfangen, in Brigadoon einen Friedhof besonderer Art einzurichten. Ein Graf aus dem Geschlecht der Stuarts hatte befohlen, in Brigadoon den Friedhof der Verfluchten anzulegen.«

»Keinen normalen also?« fragte ich zwischen.

»Was verstehen Sie darunter, Mr. Sinclair?«

»Wo Menschen aus dem Ort begraben werden.«

Art Pinter schüttelte den Kopf. »Nein, so etwas legte man nicht an. Der Friedhof war gedacht für Schänder, Mörder, Diebe und andere Verbrecher. Unheilige Erde. Zuerst wehrten sich die Bewohner gegen diesen Plan, was ja auch verständlich ist, aber die Macht und der Einfluss des Grafen reichten weit. Er sorgte dafür, dass sein Projekt tatsächlich durchgeführt wurde. Also entstand der Friedhof. Aber bald geschah etwas mit den Bewohnern. Der Einfluss des Totenackers breitete sich aus. Er nistete sich im Geist der normalen Menschen fest und kehrte sie um. Sie belauerten sich, sie gingen ihrer Arbeit nicht mehr nach, bestellten keine Äcker mehr, es kam zur offenen Feindschaft, und es fehlte nicht mehr viel, dass die Menschen übereinander herfielen. Bis zu dem Tag, als Angela, das blonde Mädchen, in das Dorf kam. Niemand wusste, woher sie kam. Die einen hielten sie für eine Heilige, andere für eine Hexe. Vor allen Dingen die Frauen wehrten sich gegen ihre Anwesenheit, während die Männer versuchten, mit ihr zu schlafen. Die Chronik berichtete nichts darüber, ob dies wirklich geschehen ist. Eines Nachts jedoch fand man sie tot auf dem Weg zum Friedhof liegend. Das Blut hatte ihr weißes Kleid getränkt, und die Dorfbewohner gaben dem alten Totengräber des Grafen Bescheid, damit dieser kam und die Leiche

in der unheiligen Erde begrub. Als er die Tote sah, stieß er ein Jammern und Wehklagen aus, denn er hatte in ihr die Tochter des Grafen erkannt. Noch in der gleichen Nacht erfuhr der Graf davon, und dieser Mann hatte seine Tochter über alles geliebt. Er hatte sie immer im Schloss gehalten, selten gezeigt, bis es Angela gelungen war zu fliehen. Leider hatte sie ihre Identität nicht preisgegeben, so war es zu dem Verbrechen gekommen.«

»Und was tat der Graf?«

»Er wurde wahnsinnig, denn er ließ alle Dorfbewohner töten, und sein Sterndeuter verfluchte den Ort Brigadoon, der dann Jahre später tatsächlich nicht mehr existierte. In den schriftlichen Protokollen von damals heißt es, er wäre im Moor versunken, andere sprechen von einer bösen Totenmagie, die diesen Ort heimgesucht hatte. Auf jeden Fall soll Brigadoon alle 100 Jahre für eine Nacht wieder erscheinen, und das Kreuz mit den Totenköpfen, das der alte Graf nach den Morden in die Erde hatte rammen lassen, ist das erste Zeichen für eine Rückkehr von Brigadoon.«

Nach dieser Erzählung schwiegen wir drei. Mein Vater hatte den Kopf gesenkt. »Ich habe das Kreuz ja gesehen«, murmelte er. »Die Köpfe schimmerten grünlich.«

»Dann war es das auch«, bestätigte der Rektor.

»Und aus dem Boden vor dem Kreuz drangen die kalten Totenhände eines Mörders«, flüsterte Horace F. Sinclair.

»Der Legende nach soll dort, wo es steht, auch Angela, die Tochter des Grafen, beerdigt worden sein.«

»Dann könnte sie den Killer auf dem Gewissen haben«, gab ich meinem Vater zu verstehen.

»Ja, John, das ginge.«

»Vorausgesetzt, sie lebt tatsächlich als Untote weiter«, warf der Rektor ein.

Wir nickten, und ich fragte: »Was sollte dagegensprechen?«

Art Pinter verzog die Mundwinkel und schielte nach dem Pfeifenbesteck an der Wand. »Mein gesunder Menschenverstand spricht dagegen.«

»Wenn wir im Theater wären, würde ich sagen, den können Sie an der Garderobe abgeben. Alles, was sich um Brigadoon dreht, ist mit gesundem Menschenverstand nicht zu erfassen. Ich habe mir auch abgewöhnt, bei meinen Fällen nach Logik zu suchen. Es hat keinen Zweck, denn ich finde einfach keine.«

Art Pinter schien dies einzusehen. Er stellte jedenfalls keinerlei Fragen mehr, die dieses Thema betrafen. Dafür ritt er auf etwas anderem herum. »Was können wir tun, wenn Brigadoon tatsächlich erscheint? Und alles deutet daraufhin, dass die Zeit um ist. 1882 soll die Stadt zum letzten Mal gesehen worden sein, wenigstens sagen das die Alten, und die haben es wiederum von ihren Eltern.«

»Was ist denn da passiert?«

Der Rektor schaute mich an. »Wenn Sie mich so direkt fragen, Mr. Sinclair, fällt mir die Antwort sehr schwer. Ich weiß es nicht genau, ehrlich nicht.«

»Hat man keine mündlichen Überlieferungen?«

»Das schon, ein Schäfer will das auch alles gesehen und erlebt haben. Er sah die Toten und zwischen ihnen Angela, die Tochter des Grafen. Zudem leuchtete das Kreuz mit den grünen Totenschädeln. Ein Zeichen, dass es soweit ist. Wie bei Ihnen, Horace.«

»Hat es denn damals Opfer gegeben?« wollte mein Vater wissen.

»Nein.«

»Aber heute«, sagte ich, griff nach meinen Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. »Das Opfer ist der Killer«, sinnierte ich, während ich dem Rauch nachschaute. »Mich würde nachträglich sehr interessieren, ob man ihn als lebende Leiche antrifft. Deinen Aussagen zufolge, Dad, war er ja tot.«

»Das ist richtig.«

Art Pinter sprang fast aus dem Sessel hoch. »Das können Sie doch nur, John, wenn Sie selbst dorthin gehen, wo Brigadoon erscheinen wird.«

»Sicher.«

»Haben Sie keine Angst?«

Ich lachte. »Zumindest lasse ich mir keine anmerken, und auf alte Friedhöfe bin ich besonders scharf. Überhaupt scheint es in Schottland viele Gespenster-Friedhöfe zu geben. Ich habe sogar einen mit ewigen Schreien kennen gelernt.«

Der Rektor war nicht zu belehren. Ihm passte es überhaupt nicht, dass ich allein loswollte, und er wandte sich an meinen Vater. »Horace, tun Sie doch etwas.«

»Was denn?«

»Halten Sie Ihren Sohn ab. Der rennt in sein Unglück. Brigadoon ist kein Spaß.«

Mein Vater lächelte schmal. »Kennen Sie den Sinclair-Dickkopf, mein lieber Art?«

»Klar, bei Ihnen bin ich das gewohnt.«

»Und John ist mein Sohn«, schmunzelte der alte Herr.

Der Rektor winkte ab. »Dann ist mir alles klar, und jedes Wort dagegen wäre Zeitverschwendung.«

»So ist es, Sir.« Die Antwort kam von mir. Gleichzeitig erhob ich mich aus dem Sessel. »Es wird Zeit für mich, Dad. Außerdem musst du mir noch den genauen Weg erklären, damit ich mich nicht verfare.«

»Mach ich. Aber mit dem Bentley lasse ich dich nicht los. Nimm meinen Jeep, der wühlt sich schon durch.«

»Wie du meinst.«

Wir verabschiedeten uns von dem freundlichen Rektor. Art Pinter wand sich wie ein Aal in den Stromschnellen. »Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen, John?«

»Leider nicht. Der Fall muss aufgeklärt werden, denn ich will, dass Brigadoon und auch Sie hier im Ort Ihre Ruhe finden.«

»Und wenn Sie...«

Ich wusste, was er noch hinzufügen wollte und sagte deshalb schnell:

»Unkraut vergeht nicht.« Danach gingen wir.

»Der gute Art ist eben supervorsichtig«, erklärte mir mein alter Herr, während ich den Wagen aufschloss und ihm die Tür an der Beifahrerseite öffnete.

»Da magst du recht haben«, erwiderte ich beim Einsteigen.

»Ich bin ja anders.«

Ich ahnte schon, was kommen würde und behielt den Zündschlüssel in der Hand. »Nein, Dad, du fährst nicht mit. Ich mache mich ganz allein auf die Socken, dich kann ich wirklich nicht dabei gebrauchen, hörst du.«

»Aber ich kenne die Gegend.«

»Den Weg kannst du mir auch erklären, ich finde ihn schon. Sonst sage ich allen Ernstes Mutter Bescheid, was du vorhast. Die wird dich dann fesseln.«

»Nein, halte nur den Mund.«

Ich startete den Motor. »Bleibst du also zu Hause, Dad?«

Mein Vater verzog das Gesicht, als hätte er puren Zitronensaft getrunken. »Wird mir ja wohl nichts anderes übrigbleiben.« Er atmete seufzend. »Es ist doch komisch.«

»Was denn?«

»Früher hast du dich nach meinen Worten gerichtet, heute muss ich tun, was du sagst. Eine verkehrte Welt ist das.«

Ich lachte nur und fuhr an.

\*\*\*

Es war unwahrscheinlich. Die beiden Menschen kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus, denn die Umgebung hatte sich

vollkommen verändert. Die weite Mulde existierte zwar nach wie vor, sie hatte jedoch ein anderes Gesicht bekommen.

Ein unheimliches, schauriges...

Lee J. Floren und seine Mitarbeiterin konnten nicht begreifen, dass vor ihnen ein alter Friedhof mit verwitterten Grabsteinen lag und dahinter verfallen wirkende, dunkle Häuser, die sich in den Schutz einer Burg duckten.

Das war Brigadoon.

Die alten Geschichten hatten nicht gelogen. Vor dem Ort war gewarnt worden, immer wieder. Und diese Warnungen waren gut so, denn Brigadoon existierte in der Tat.

Diese Gedanken schossen Modesty Blaine durch den Kopf, als ihr Blick auf dem Friedhof verweilte. Sie wunderte sich auch darüber, dass sie alles erkennen konnte, obwohl es wesentlich dunkler geworden war als zuvor. Ja, das Licht hatte sich verändert. Man konnte es als nicht zu dunkel, aber auch nicht als zu hell bezeichnen. Eine seltsame Farbe lag über dem Ort. Grau war der richtige Ausdruck. Ein Grau, das trotzdem die Konturen scharf auszeichnete.

Bisher hatte keiner der beiden Menschen ein Wort gesprochen. Sie waren jetzt auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet, obwohl sie unterschiedliche Typen waren. Nun mussten die persönlichen Interessen hintenanstehen. Vorwürfe waren fehl am Platz.

Selbst der eiskalte Manager und Geschäftsmann Lee J. Floren war geschockt. Er hatte bisher alles strikt abgestritten, was nur im entferntesten den Anschein des Irrealen besaß, nun aber musste er sich eingestehen, dass auch er von den Ereignissen überrollt worden war. Er stand da und staunte.

Modesty sprach ihn schließlich an. »Haben Sie eine Erklärung dafür, Mr. Floren?«

»Nein. Aber ich komme mir vor, als stünde ich in einer völlig anderen Welt und Zeit.«

»Das ist möglich.«

»Meinen Sie eine Zeitverschiebung?«

»Warum nicht? Sie selbst haben es angedeutet.«

»Ja, aber...« Er schüttelte den Kopf, weil ihm einfach die Worte fehlten. Floren wurde nicht schlau aus der neuen Situation. Er schaute zurück und suchte die Stelle, wo ihr Wagen gestanden hatte. Zu sehen war da nichts mehr.

Beide kamen sich vor wie Gefangene, obwohl sie es nicht offen zugaben. Zu dieser unheimlichen Atmosphäre gesellte sich noch die beklemmende Stille. Kein fremder Laut drang an ihre Ohren. Nicht ein Windhauch strich über den unheimlichen Friedhof, und niemand bewegte die knorrigen Äste der alten, blattlosen Bäume. Es gab auch kein Licht. Die Burg im Hintergrund lag wie ein drohender Klotz im Dunkeln.

»Eine Zeitverschiebung!« stellte Modesty Blaine schließlich mit rauher Stimme fest und erinnerte sich dabei an die Zukunftsromane, die sie früher immer gelesen hatte. In den Geschichten kamen ähnliche Situationen vor, wie sie sie hier erlebte.

»Haben Sie eine Idee?« fragte der Manager und trat näher an seine Angestellte heran.

»Kaum.«

»Sagen Sie schon.«

»Wir sollten den Ort hier näher untersuchen.« Modesty deutete nach vorn. »Da wissen wir wenigstens, wo wir dran sind.«

»Wollen Sie auf den Friedhof und eventuell auch in die Burg hineingehen?«

»Sicher.«

»Das ist gefährlich.«

Nach dieser Antwort musste Modesty lächeln. Der große Unternehmer verlor anscheinend die Nerven. Von seiner sonst zur Schau gestellten Souveränität war nicht mehr viel zu spüren. »Sie

können ja hier bleiben, Floren«, erwiderte Modesty. Der Klang ihrer Stimme bewies, was sie von dem Mann an ihrer Seite hielt.

»Nein, wenn wir etwas erreichen wollen, dann zu zweit.«

»Gut.« Bisher hatte Modesty Blaine sich nicht gerührt. Jetzt machte sie den ersten Schritt. Der Boden unter ihren Füßen zeigte sich ebenfalls verändert. Zwar war er noch weich, aber nicht mehr so feucht und sumpfig. Bereits beim ersten Erscheinen der Stadt hatte die junge Frau etwas gesehen, was sie interessierte. Es war ein Kreuz, und es stand ein wenig außerhalb des Friedhofs. Als sie näher kam, sah sie, dass das Kreuz vier Totenschädel aufwies.

Sofort blieb sie stehen. Ein kalter Schauer rann über ihren Rücken. Modesty zog die Schultern hoch, als würde sie frösteln. Sie hörte auch die Stimme ihres Chefs.

»Meine Güte, was ist das denn?«

»Keine Ahnung.«

Schweigend starrten die beiden Menschen auf das Kreuz. Sie sahen auch, dass die Erde um das Kreuz herum aufgelockert war, als hätte sich jemand von unten her an die Oberfläche gewühlt.

»Sollen wir weitergehen?« fragte Floren.

»Meinetwegen.« Modesty warf dem Kreuz noch einen letzten Blick zu, dann wandte sie sich ab.

Um die Häuser zu erreichen, mussten sie über den Friedhof. Es wunderte sie, dass sie keine christlichen Symbole sah. Nicht ein Grabstein zeigte die Form eines Kruzifixes, keine Heiligenfiguren, keine Engel, nur die rauhen Steine, die ihr manchmal wie abgebrochene Arme vorkamen, so wie sie aus dem Boden stachen. Der Friedhof besaß auch keine Wege. Sie mussten über die Gräber hinwegsteigen oder neben ihnen hergehen.

Das Unkraut wucherte hoch auf dem alten Totenacker. An seinem Rand stand ein mächtiger Baum, dessen Äste und Zweige wie ein Netzwerk über die Gräber stießen und kein einziges Blatt zeigten.

Weder Modesty Blaine noch Lee J. Floren sprachen ein Wort, aber jeder von ihnen vernahm die flüsternde geisterhafte Stimme.

Willkommen in Brigadoon. Willkommen auf dem Friedhof der Verfluchten. Die Toten haben euch erwartet...

Sie blieben stehen. Bleich wurden ihre Gesichter. Modestys Zunge fuhr nervös über die Lippen. Floren stierte nach vorn, suchte den unsichtbaren Sprecher, konnte ihn aber nicht finden.

»Was war das?« fragte er schließlich.

»Ein Geist«, gab die junge Frau leise zurück.

Floren sah den Schauer auf ihrem Gesicht. »Sie haben Angst, wie?«

Modesty nickte.

»Verdammt, ich ebenfalls.«

»Dass Sie das zugeben.«

Floren hob die Schultern. »Es ist nun mal so. Hier weiß ich mir keinen Rat. Da lauern Kräfte, die ich nicht kenne.«

»Lassen Sie uns weitergehen«, schlug Modesty vor.

»Und dann?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist besser, als nur hier herumzustehen.«

»Ob hier auch jemand wohnt?«

Der Mann ließ sich nicht beirren. Er wollte noch nicht weiter. Modesty lachte bitter auf. »Wohnt ist gut? Was meinen Sie, wer unter der Erde liegt, auf der wir stehen.«

»Leichen...«, hauchte er.

»Genau. Tote, Leichen, wahrscheinlich schon verfault und verwest, was weiß ich.«

»Hören Sie auf, Modesty!« Floren verzog das Gesicht und presste seine Hände gegen die Ohren. Er wollte einfach nichts mehr hören. Die Frau hatte für ihn nur einen spöttischen Blick übrig. Wie war er doch klein geworden, der große Manager, Anlageberater und Unternehmer. Nichts mehr, aber auch gar nichts war von seiner

Sicherheit zurückgeblieben. Dieser unheimliche Friedhof machte ihn fertig, zerstörte seine Psyche und schluckte die Seele.

Modesty ließ ihn kurzerhand stehen. Sie wollte den Friedhof endlich hinter sich lassen. Eine typische Gruselszene umgab sie. Sogar Spinnweben gab es hier. Sie bildeten eine Verbindung von Grabstein zu Grabstein und schufen ein dünnes Netz, das die einzelnen Steine miteinander verband. Kein einziges Grab war gepflegt. Unkraut wucherte, und um den Baum herum war alles kahl, so dass Modesty einen braunschwarzen Boden sah.

Sie warf keinen Blick zurück. Der Mann interessierte sie nicht mehr, denn auf diesem Friedhof war sich jeder selbst der Nächste. Sie wollte mit ihm nichts zu tun haben, doch da hörte sie den Schrei. Floren hatte ihn ausgestoßen, und Modesty Blaine wirbelte herum. Ihre Augen weiteten sich, denn hinter einem besonders hohen Grabstein war eine Gestalt aufgetaucht. Ein unheimlicher Mensch, bleich im Gesicht, der auf Floren zutorkelte.

Auch Modesty Blaine erstarrte. Sie hatte den Mann noch nie gesehen, doch Floren schien ihn zu kennen, denn er stieß hastig dessen Namen hervor. »Koonz, verdammt, was machen Sie hier?«

Es war tatsächlich der Killer, der sich dem anderen mit unsicheren Schritten näherte. Er passte ebenso wenig in diese Gegend und Zeit wie auch Modesty Blaine und Lee J. Floren, denn er trug eine moderne Kleidung. War er auch ein Gefangener des Friedhofs? Und wieso kannte Floren ihn.

Modesty hatte sich vorgenommen, nicht mehr zurückzugehen, jetzt aber lief sie ein paar zögernde Schritte und bekam mit, wie der Mann namens Koonz stehen blieb, sich vorbeugte und beide Hände auf die breite Kante eines Grabsteins stützte. So wartete er und stierte Floren an.

»Kennen Sie ihn?« fragte Modesty, deren Herz plötzlich bis hoch zum Hals hin klopfte.

»Ja.«

»Woher?«

»Ich... ich habe ihn engagiert. Aber er kennt mich nicht, bei mir ist kein Name gefallen. Wir haben alles über Telefon abgewickelt.«

»Wer ist er denn?«

»Ein Killer!«

Modesty verzog das Gesicht, dabei öffnete sie den Mund, aber ihr fehlten einfach die Worte.

Koonz war ein Killer, und Lee J. Floren kannte ihn. Welch einen Zusammenhang gab es da? Sie wollte weitere Fragen stellen, dies erübrigte sich jedoch, denn Floren begann von allein zu reden.

»Ich habe Koonz engagiert, um einen Mann aus dem Weg räumen zu lassen«, gab er offen zu. »Einen Mann, der mir und meinen Plänen verdammt schaden konnte. Sinclair!«

»Der junge oder der alte?«

»Der alte!«

Modesty Blaine war wie vor den Kopf geschlagen. Sie konnte nicht fassen, dass ihr Chef einen Mord zugab. Wie tief musste er gesunken sein, um zu solchen Mitteln greifen zu müssen. Und für den Mann hast du gearbeitet! schoss es ihr durch den Kopf. Dieser verdammte Hundesohn hat dich angefasst! Sie ekelte sich im nachhinein noch und schüttelte sich, als hätte jemand kaltes Wasser über sie gegossen.

»Wie konnten Sie das nur tun?« keuchte sie.

»Geschäftsinteresse.«

Koonz stieß sich ab. Er war ein kräftiger Mann, dazu hochgewachsen, und er überragte seinen Auftraggeber. Dabei drehte er seinen Kopf so, dass Modesty in das Gesicht schauen konnte.

War es überhaupt noch das Gesicht eines Lebenden, oder war dieser Mann bereits tot? Sie hatte von Zombies, von lebenden Leichen gehört und auch einen Film darüber gesehen. In manchen

Streifen wirkten die Zombies so wie diese Gestalt hier auf dem unheimlichen Totenacker. Bleich, leblos, mit blicklosen Augen, der Schatten eines Menschen, nur noch ein Abziehbild, das jedoch gefährlich war.

Es fiel Koonz schwer, sich auf den Beinen zu halten. Er hatte sich nach rechts gedreht, wollte um den Grabstein herum und stolperte. Auf den Beinen konnte er sich dabei nicht mehr halten. Lang fiel er aufs Gesicht, streckte dabei seine Arme aus, und die rechte Hand geriet sehr nahe an den Fuß des Mannes.

»Floren, passen Sie auf!« schrie Modesty.

Der Unternehmer zuckte hastig zurück. Es war sein Glück, sonst hätte der Zombie ihn erwischt. So aber griff seine zupackende Hand ins Leere, und die Finger stachen in den Boden.

»Was sollen wir tun?« schrie Floren.

»Auf jeden Fall können wir nicht hier bleiben. Der will Sie packen. Mann, bleiben Sie nicht stehen!«

Es wurde höchste Eisenbahn, denn der Untote hatte Kraft gesammelt, stützte sich mit einer Hand auf, um mit der anderen nach Lee J. Floren greifen zu können. Hastig sprang dieser zurück.

»Kommen Sie her!« schrie das Mädchen.

Floren, der völlig die Kontrolle verloren hatte, stolperte auf Modesty Blaine zu. Er krallte sich sogar an sie, schaute ihr aus einer Handbreit Entfernung ins Gesicht und hatte seine Augen dabei weit aufgerissen.

»Was - was will der hier?«

»Sie umbringen!«

Als Modesty die beiden Worte so deutlich aussprach, zuckte der andere zusammen. Er zog den Kopf ein, wurde noch bleicher und formte mühsam die nächsten Worte. »Was sollte er für einen Grund haben, ausgerechnet mich und nicht Sie zu töten?« schrillte seine Stimme.

Modesty verzog nur die Mundwinkel. »Ich bin auch noch an der Reihe«, erklärte sie. »Glauben Sie nur nicht, dass dieses Wesen auch mich verschont. Nein, so etwas läuft nicht. Der Zombie will Opfer, er will töten, er will Menschen...«

»Aber das ist ja schrecklich!«

»Wem sagen Sie das?« Während des Gesprächs hatte Modesty den Untoten keine Sekunde aus den Augen gelassen. Er wollte wieder auf die Beine kommen, hatte die Arme bereits erhoben, die Hände zusammengelegt und umklammerte in dieser schrägen Haltung einen aus dem Boden ragenden Grabstein. Sein Gesicht schaute über die Kante. Es war nur mehr eine widerliche Fratze. Mit verdrehten Augen, bleichen, teilweise schmutzigen Wangen, einem offenstehenden Mund und einer halb zwischen den Zähnen hervorstehenden Zunge, auf der ebenfalls Erdkrumen lagen. Auch der Hals war zu sehen, als er es schaffte, höher zu kommen.

Beide Menschen entdeckten sofort die dunklen Streifen, die sich tief in die Haut eingegraben hatten, und jeder von ihnen wusste, wie Koonz ums Leben gekommen war.

Man hatte ihn erwürgt!

Seltsamerweise arbeitete der Verstand des Mädchens wesentlich klarer als der des Mannes. Modesty wunderte sich selbst darüber, dass sie so gut die Nerven behielt. Als sie das Mordindiz am Hals des Mannes erkannte, stellte sie sich sofort die Frage, wer dafür wohl als Täter in Betracht kam.

»Wer ist sein Mörder?« hauchte sie.

»Was sagen Sie?«

Modesty wiederholte die Frage.

»Wie kommen Sie darauf?« wunderte sich Floren.

»Sehen Sie sich nur seinen Hals an. Ich glaube nicht, dass wir hier nur zu dritt sind, Floren. Hier lauert noch was.« Sie senkte ihre Stimme.

»Etwas Schreckliches, Unheimliches, warten Sie es ab...«

»Hören Sie auf, verdammt, ich will es nicht wissen.«

Der Zombie hatte sich inzwischen gefangen. Abermals fixierte er die beiden Opfer, und dann war auf einmal wieder die Stimme zu hören, die sie schon vorhin vernommen hatten.

Niemand entkommt Brigadoon. Der Friedhof der Verfluchten wartet auf euch. Er braucht Nachschub.

»Da spricht doch jemand!« Floren kreischte los und schüttelte sich.

»Verdammt, das war eine Stimme!«

»Ja, ich habe sie gehört.«

Lee J. Floren schaute sich wild um. Er suchte nach dem Sprecher oder der Sprecherin, aber er sah sie nirgendwo. Sie musste sich versteckt halten oder sich unsichtbar gemacht haben.

Auch das letzte schloss Modesty nicht aus. Das Gefühl, von jemandem unter Kontrolle gehalten zu werden, den sie nicht sah, bereitete ihr noch mehr Angst als diese lebende Leiche.

»Wir müssen weg!« Hastig stieß Floren die Worte hervor. Er hatte sogar recht, denn der Zombie war ziemlich nahe an ihn herangekommen.

»Haben Sie eine Waffe?« fragte das Mädchen.

»Wieso?«

»Dann könnten wir ihn durch den Kopf schießen. Das kenne ich aus den Filmen.«

»Im Wagen liegt eine Pistole!«

»Den gibt es nicht mehr.« Sie packte Floren am Arm. »Kommen Sie jetzt mit, sonst werden wir seine Opfer.« Sie liefen ein paar Schritte weiter und drehten sich um.

Der Zombie folgte ihnen. Wie ein Roboter war er programmiert, er wollte die beiden besitzen, sie töten und somit seinen unheilvollen Trieb stillen. Ich komme!

Da war wieder die Stimme. Unabhängig voneinander drehten sich

Floren und Modesty im Kreis, sie suchten die Sprecherin, und sie sahen sie auch. Dort, wo das seltsame Kreuz mit den vier Totenschädeln gestanden hatte, bewegte sich die Luft. Jedenfalls glaubten das die beiden, doch es war eine Täuschung.

Die Luft bewegte sich nicht, sondern etwas, das in ihr schwebte. Eine helle, geisterhafte leuchtende Gestalt. Eine Frau. Und sie schien aus der Erde gestiegen zu sein...

\*\*\*

Mein Vater hatte mir den Weg nicht nur erklärt, sondern auch noch aufgezeichnet. Dieser Skizze nach konnte ich mich überhaupt nicht verfahren, wenn ich mich genau daran hielt.

Und das wollte ich auch, denn die Gegend, in die mich der Weg führte, war mir unbekannt.

Natürlich hatte es zu Hause Ärger gegeben, denn meine Mutter ahnte, dass Dad und ich etwas ausgebrütet hatten, und das wiederum gefiel ihr überhaupt nicht. Sie war allerdings froh, dass sich mein Vater zurückhielt, auch wenn es ihm schwer fiel.

»Fahr dem Jungen nur nicht nach«, sagte sie drohend, »Sonst muss ich dich einschließen.«

Da war meine alte Dame resolut. Viel resoluter als Sheila Conolly. Mary Sinclair hatte schwere Zeiten hinter sich, denn in seiner Tätigkeit als Anwalt war mein Vater damals einigen Leuten sehr auf die Zehen getreten. Es hatte sogar Morddrohungen gegeben. Als Kind hatte ich davon nie etwas mitbekommen. Dad hatte es mir später einmal erzählt, als sich mein beruflicher Weg bereits abzeichnete. Lauder lag hinter mir. Ich fuhr durch eine Landschaft, die immer einen eigenartigen Reiz auf mich ausübte. Ich mochte dieses Schottland sehr, hier gab es noch etwas Geheimnisvolles. Hier fand man die alten Burgen und Schlösser, deren Mauern Geschichten erzählten. Fast jeder Ort und jedes Gebäude atmete hier die Vergangenheit aus.

Waren die Straßen auch manchmal schmal und hatten den Namen kaum verdient, so konnte man sich als Autofahrer meiner Ansicht nach darüber nur freuen, denn man sah etwas von der Landschaft, auch wenn man selbst hinter dem Lenkrad saß. Nach jeder Kurve erschien eine neue Perspektive, wurde dem Betrachter ein anderes Bild geboten, eröffneten sich Täler, kleine Seen, sah man Matten, Weiden, auf denen Schafe friedlich grasten, und sanft ansteigende Hänge.

Brigadoon! Selbstverständlich drehten sich meine Gedanken um die geheimnisvolle Stadt, die alle 100 Jahre dem alten Fluch zufolge wieder erscheinen würde. Die Zeit war um, und sie würde kommen, dessen war ich mir sicher, denn mein Vater hatte die ersten Anzeichen verspürt. In den Überlieferungen war nichts davon erwähnt worden, dass Brigadoon unter Umständen das Grauen über die Menschen bringen konnte. Vielleicht hatte man wohlweislich geschwiegen, um nachfolgende Generationen nicht in Angst und Schrecken zu versetzen. Wie dem auch war, ich jedenfalls würde mit Brigadoon konfrontiert werden, daran gab es nichts zu rütteln.

Da wir Herbst hatten und bereits auch Nachmittag, war die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden. Dennoch zeichneten sich die Uplands klar und deutlich vor meinen Augen ab. Sie wirkten gestochen scharf. Menschen sah ich kaum.

Mit dem Jeep kam ich inzwischen auch zurecht, obwohl ich am Beginn meine Schwierigkeiten gehabt hatte.

Zudem war ich voll bewaffnet. Das hieß, ich trug nicht nur die Beretta, mein Kreuz, den Dolch, die magische Kreide und die Gemme bei mir, sondern auch den Bumerang. Als wandelndes Arsenal kam ich mir vor, aber man konnte nicht vorsichtig genug sein, wenn es gegen unbekannte Dämonen ging.

Inzwischen kannte ich ja einen Großteil der Geheimnisse, die sich um mein Kreuz rankten. Ich wusste, dass der Prophet Hesekiel es

erschaffen hatte, und wie man es aktivieren musste. Es gab da einen Spruch, auf den ich so lange hatte warten müssen. Wer ihn aussprach, der aktivierte das Kreuz auf eine bestimmte Art und Weise, holte seine Magie hervor, und es spielte keine Rolle, in welchem einem mythologischen Umfeld man sich bewegte, denn der Erschaffer hatte vor einigen tausend Jahren fast an alles gedacht. Ich fühlte mich wohler, seitdem ich darüber Bescheid wusste, und ich hatte es auch schon gegen Asmodis eingesetzt, der in Gestalt des Macomba in Brasilien erschienen war, um die Menschen dort zu versklaven.

Eine große Angst, spürte ich nicht, nur eine gewisse Gespanntheit, denn ich wollte wissen, ob Brigadoon tatsächlich so gefährlich oder alles nur eine Täuschung war.

Da die Straßen sehr schmal waren, musste ich hin und wieder anhalten, um auf die Karte schauen zu können, wie der Weg weiterführte. Sogar den links von mir liegenden Weg hatte mein Vater eingezeichnet. Ihn musste ich noch passieren, dann war ich von meinem eigentlichen Ziel nicht mehr weit entfernt.

Es war kälter geworden. Im offenen Jeep schnitt mir die kühle Luft ins Gesicht, ich empfand sie als erfrischend und angenehm. Die breiten Räder des Wagens wühlten sich weiter. Sie nahmen jede Unebenheit des Bodens; die harte Federung schüttelte mich zwar durch, doch sie machte mir nichts aus.

Etwa eine Viertelstunde nach meinem letzten Stopp lag der See hinter mir. Freier Blick nach vorn.

Ich trat auf die Bremse, denn was ich da zu sehen bekam, das erstaunte mich doch. Die Landschaft, die Luft, nein, alles hatte sich irgendwie verändert. Man konnte meine Sicht noch als klar bezeichnen, und doch wurde sie beeinträchtigt, denn in dieser weiten, von Bergen umsäumten Mulde leuchtete ein seltsames Licht.

Es war nicht hell und auch nicht dunkel, trotzdem scharf und klar,

aber wiederum so, dass ich nichts innerhalb des Lichts erkennen konnte. Eine graue, durchsichtige Kuppel umspannte die Mulde.

War das Brigadoon? Eigentlich gab es keine andere Möglichkeit. Die Stadt war also erschienen.

Mein Vater hatte mir geraten, den Jeep an der Straße stehen zu lassen, da das Gelände ein wenig sumpfig war und es auch nur wenige Stellen gab, die man mit einem Jeep durchqueren konnte. Wenn ich den Wagen jetzt parkte, hatte ich noch zu weit zu laufen, deshalb bog ich von der Straße ab, hinein ins offene Gelände, dessen Boden einen graugrünen Pflanzenbewuchs zeigte.

Auf der Straße donnerte ein Truck in Richtung Lauder vorbei. Der Fahrer drehte seinen Kopf. Er hatte mitbekommen, dass ich die Fahrbahn verlassen hatte, er warf mir einen schnellen Blick hinterher. Was mir aufgefallen war, mussten eigentlich auch andere bemerkt haben. Würde sich vielleicht irgendein Zeuge melden und über diese seltsame Erscheinung mit anderen sprechen? Hoffentlich nicht, denn dann konnte es zu einer Panik kommen.

Brav rollte der Jeep weiter. Der Allradantrieb machte sich bezahlt. Der Untergrund war nicht mehr so widerstandsfähig, mehr seifig und rutschig.

Das seltsame Licht lag weiterhin vor mir. Irgendwie eine faszinierende Erscheinung, als wäre der größte Teil dieser Mulde mit einer hauchdünnen Kunststoffplane überdeckt. Ein anderer Vergleich fiel mir dazu wirklich nicht ein.

Im Lauf der Jahre hatte ich natürlich meine Erfahrungen sammeln können, wusste von Dimensionsverschiebungen, Zeitreisen. Ich kannte mich in zeitlosen Sprüngen aus, wie sie Kara hin und wieder mit Hilfe ihres Schwerts durchführte. Aus diesem Grunde konnte ich mir auch vorstellen, dass der alte Fluch, der vor langen Jahren ausgesprochen worden war, gültig wurde und damit die Dimensionen aufriss. Er zerstörte Trennwände, um neue erscheinen

zu lassen, wie die, die um die seltsame Stadt und den Friedhof herum lagen.

Sosehr ich mich auch anstrengte und meinen Blick nach vorn richtete, ich kam einfach nicht durch.

Keine Grabsteine, die sich hervorschälten, demnach auch kein alter Friedhof. Häuser sah ich ebenfalls nicht, auch nicht die alte Burg, von der die Rede gewesen war, nur irgendwelche Flecken, in der Farbe Grau bis Braun, bekam ich zu Gesicht.

Und dann kam ich nicht mehr weiter.

Leider hatte ich mich zu sehr auf das vor mir liegende Phänomen konzentriert und deshalb den genauen Weg nicht mehr beachtet. Der Jeep steckte mit seinen Vorderrädern fest und schüttelte sich wie ein unwilliger Esel, als ich zuviel Gas gab.

Mein Vater hatte mich gewarnt, ich hatte die Warnungen in den Wind geschlagen und musste nun die Folgen tragen. Als ich aus dem Wagen sprang, versank ich bis über die Knöchel im feuchten Schlamm. Ob ich weiterfahren konnte oder nicht, war optisch nicht festzustellen. Es kam auf den Versuch an. Rasch kletterte ich wieder in den Wagen, startete und manipulierte vorsichtig mit dem Gas. Kupplung, Gang, vorwärts, dann rückwärts, ich setzte alle Tricks ein, die mir bekannt waren. Und ich hatte Glück. Der Wagen kam tatsächlich frei. Dabei spritzte er um sich wie ein wütend gewordenes Schwein im Misthaufen. Grasbüschel samt Erdreich flogen mir um die Ohren. Ein paar Mal ruckte der Wagen, bis ich ihn schließlich soweit hatte, dass ich das Lenkrad einschlagen und weiterfahren konnte.

Endlich...

Diesmal passte ich auf und schaute nicht so häufig zu der seltsamen Erscheinung hin. Nur deshalb konnte ich einem Tümpel ausweichen, dessen Wasser braun schimmerte. Auf der Oberfläche lagen winzige grüne Körner. Ich konnte jetzt auch ein wenig mit dem Gas spielen,

der Wagen bekam Fahrt, und ich erreichte eine Stelle, die wesentlich trockener war als die übrige Umgebung.

Hier ging es besser. Sogar Reifenspuren sah ich, sie waren mit meinen identisch! Demnach musste mein alter Herr diesen Weg hier gefahren sein.

Weit allerdings nicht mehr, denn die Spuren hörten plötzlich auf. Auch ich wurde aufgehalten. Unfreiwillig, wobei ich das Gefühl hatte, gegen eine unsichtbare Mauer gefahren zu sein.

Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen, und da ich mich nicht angeschnallt hatte, fiel ich auch wieder nach vorn und prallte gegen das harte Lenkrad. Für einen Moment blieb ich sitzen und dachte darüber nach, was mich gestoppt haben konnte.

Da gab es eigentlich nur eine Erklärung. Ich hatte den Rand der Stadt erreicht.

Und ich entdeckte noch mehr. Die Kühlerschnauze des Wagens war nicht mehr zu sehen. Es gab sie nicht, einfach weg, verschwunden. Direkt vor mir konnte ich zu Boden schauen.

Das war wirklich ein unwahrscheinliches Phänomen. Schon jetzt gab mir diese geheimnisvolle Stadt Rätsel auf. Obwohl sie vor meiner Nase lag, konnte ich sie noch immer nicht sehen. Ich musste die »Trennwand« durchbrechen.

Aber nicht mit dem Wagen, sondern zu Fuß. Ich verließ den Jeep. Eine sichere Waffe, um eine Bresche in die Abtrennung zu schlagen, besaß ich in meinem Kreuz. Ich streifte mir die Silberkette über den Kopf und streckte den Arm vor, in dessen Faust ich jetzt meine wertvollste Errungenschaft hielt.

Die Schritte wurden kürzer, als ich mich dem Ziel näherte. Innerlich vibrierte ich vor Spannung. Es musste etwas geschehen, dessen war ich mir sicher. Zwei Magien trafen hart aufeinander, eine davon blieb bestimmt auf der Strecke.

Plötzlich war es soweit! Der Schlag traf meine Hand, pflanzte sich

fort bis zu meiner Schulter. Noch in der gleichen Sekunde vernahm ich ein wildes Brausen, das zu einem Sog wurde, und ich verlor den Kontakt mit dem sumpfigen Boden.

Auf einmal schwebte ich waagerecht in der Luft, schaute in einen riesigen Trichter hinein, an dessen Ende ich einen wirbelnden Sog erkannte, der sich immer schneller drehte und auf den ich kurzerhand zuraste, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Brigadoon schlug zu. Und ich wurde ihr Opfer!

\*\*\*

Weder Modesty Blaine noch Lee J. Floren wussten von der geheimnisvollen Frau, die eine wichtige Rolle beim Untergang von Brigadoon gespielt hatte.

Es war Angela, die Tochter des Grafen, die damals dem Dorfmob zum Opfer gefallen war. Und jetzt lebte sie. Als Geist... Sie schien die beiden Menschen überhaupt nicht zu sehen, sondern bewegte sich lautlos weiter, schwebte über die Gräber hinweg und ging so, dass sie Modesty Blaine und Lee J. Floren passieren musste. Die beiden bekamen vor Staunen den Mund nicht mehr zu. Es war aber auch Furcht, die sich auf ihren Gesichtern widerspiegelte. Angst vor dem Unheimlichen, das ihnen da begegnete und gegen das sie nichts unternehmen konnten.

Auch der Zombie ging nicht mehr weiter. Im Gegenteil, er zog sich zurück, ließ sich kurzerhand auf die Knie fallen und suchte Deckung, um von der seltsamen Geisterscheinung nicht gesehen zu werden.

»Wer kann das sein?« hauchte Modesty, die als erste die Sprache zurückgefunden hatte.

»Ich weiß nicht...« Lee J. Floren drehte seinen Kopf, damit er mit den Augen die Laufrichtung der Geisterscheinung verfolgen konnte. Das seltsame Mädchen schritt nahe an ihnen vorbei, so dass sie es genau erkennen konnten.

Es hatte blonde Haare, die bis auf die Schultern fielen. Dazu trug es

ein einfaches weißes Kleid, schon fast an ein Totenhemd erinnernd, das die Schultern frei ließ. Schuhe oder Sandalen hatte das Mädchen nicht an. Auch die Lippen besaßen keine Farbe, ebenso wenig die Augen. Sie wirkten stumpf und glanzlos. Aber das Mädchen oder die seltsame Erscheinung begann zu sprechen. Und zwar so laut, dass auch die beiden Menschen die Worte verstehen konnten.

»Brigadoon ist zurückgekehrt. Der Fluch hat sich erfüllt. Der Fluch meines Vaters, den ich nun noch mal erleben muss. Noch einmal werde ich sterben, noch einmal in dieser Zeit leben, um als Untote zurückzukehren. Die Vergangenheit wird zur Gegenwart, die Zukunft ist vorbei. Dämonische Horden werden über mich herfallen, und der Totengräber wartet bereits auf mein Ende.«

Floren stieß Modesty Blaine an. »Verdammt!« zischte er. »Hören Sie doch, die Stimme, das ist die gleiche, die wir schon einmal vernommen haben. Merken Sie das?«

»Ja, aber seien sie still!« Modestys Angst war fort. Dafür hatte sie eine Spannung erfasst, denn sie ahnte, dass sie gleich etwas Entscheidendes erleben würde.

Die geheimnisvolle Frau hatte von einer Vergangenheit gesprochen, die bald Gegenwart werden würde. Zeiten würden sich überschneiden, und ein schicksalhaftes Erlebnis, das unmittelbar mit der Existenz dieser Stadt verbunden war, stand den beiden Menschen bevor. Das Mädchen würde sterben, obwohl es schon gestorben war. Unbegreiflich...

Lärm durchbrach die Stille. Auf einmal war alles anders. Verschwunden die Ruhe auf dem Friedhof, weiter hinten, wo die Häuser lagen und auch das Schloss unter der seltsamen grauen Kuppe stand, blinkten plötzlich winzige Lichter.

Da ertönten Stimmen. Rauhe Kehlen schrien irgendwelche Worte, die weder Modesty noch Floren verstanden. Sie wussten nur, dass sie sich in Sicherheit bringen mussten, damit sie nicht frühzeitig

entdeckt wurden.

»Kommen Sie mit!« zischte das Mädchen.

Lee J. Floren schaute sie überrascht an. »Wohin soll ich denn gehen?«

»Verdammt, in Deckung. Stellen Sie sich nicht an!« Sie wunderte sich immer mehr über die Inaktivität und die Angst des Mannes. Ihren Respekt hatte die Werbefrau längst vor ihm verloren. Für sie war Floren nur noch ein zitterndes Nervenbündel und eine feige Memme. Modesty Blaine hatte sich einen besonders hohen Grabstein ausgesucht. Er ragte zwar schief wie der Turm in Pisa aus dem Erdreich, aber er besaß genau die Breite, die ausreichte, um sich hinter ihm verbergen zu können. Das war auch nötig, denn wie aus dem Nichts erschienen die Bewohner des alten Brigadoon.

Modesty schielte um die Außenkante des Grabsteins, während der Manager neben ihr hockte und stur zu Boden starrte, als befände er sich mit seinen Gedanken ganz woanders.

Die junge Frau erschrak, als sie die bleichen, hassverzerrten Gesichter der Dorfbewohner sah. Aus ihren aufgerissenen Mäulern drangen abgehackt klingende, spitze Schreie, sie tobten voran, und an ihrer Spitze befanden sich die Frauen.

Sie waren wie Furien. Alte Weiber, widerliche Vetteln mit fetten, strähnigen Haaren, die in ihren schwieligen Händen dicke, handliche Knüppel hielten. Ihre Schreie waren schrill, kreischend, grausam, und sie schleuderten dem hell gekleideten Mädchen all ihren Hass entgegen. Das Mädchen hatte Angst. Es war auf halber Strecke zum Dorf stehen geblieben, schaute der Meute entgegen, blickte zurück, sah den Friedhof und wusste nicht, was es tun sollte.

»Töten werden wir dich!« kreischten die Weiber. »Du Hexe, du, du verdammte Hure!«

Sie ließen nicht locker und rannten los. Das Mädchen zuckte unter jedem Schrei zusammen. Angst flackerte in seinem Blick, die Furcht

schüttelte es durch. Wenn es noch etwas retten wollte, dann musste es jetzt weg. Auf dem Absatz machte es kehrt und lief davon.

Modesty Blaine sah alles. Sie fieberte mit, hatte die Hände zu Fäusten geballt und spürte, wie ihre Fingernägel in das Fleisch an den beiden Handballen stießen.

Konnte das Mädchen es schaffen? Nein, es war unmöglich, dass es überlebte, die Geschichte sprach dagegen.

Eine unheimliche Jagd setzte ein. Obwohl sich das blondhaarige Opfer so beeilte, kam es kaum einen Schritt voran. Irgendwie schien die Zeit bei ihm nicht zu stimmen, es bewegte sich zwar, aber es lief dabei auf dem Fleck, während die Meute der kreischenden Weiber immer stärker aufholte und die Kleine bald zu fassen bekam.

Auch liefen die Ereignisse nicht so flüssig vor den Augen der Beobachter ab. Alles geschah so seltsam ruckartig, wie bei einem Film, der zwischendurch ein paar Mal angehalten wurde.

Dann flogen die ersten Steine. Das flüchtende Mädchen hatte den kreischenden Weibern den Rücken zugewandt, es konnte nicht sehen, was sich da zusammenbraute, und es bekam die ersten Treffer mit. Zwischen Schulter und Hüfte trafen zwei wuchtig geworfene Steine. Der blonde Flüchtling konnte nicht ausweichen, er sah die Steine nicht, und so schleuderten ihn die Treffer nach vorn. Das Mädchen geriet ins Straucheln, an einem verkrüppelten Baum wollte es sich noch festklammern, rutschte leider ab und fiel auf die Knie. Angela war näher gekommen. Modesty Blaine und ihr Chef konnten sie jetzt besser sehen.

Sie kniete am Boden, hatte den Kopf dabei halb erhoben, und ihr Gesicht war deutlich zu sehen. Sie empfand Schmerzen sowie Angst. Beide Gefühle spiegelten sich auf den verzerrten Zügen wider, und es kostete sie Kraft, sich wieder auf die Beine zu stemmen.

Die sie verfolgenden Weiber kreischten weiter. Sie wollten die Vernichtung, ihr Ende, aber noch besaß das Mädchen genügend

Kraft, um dem Mob zu entkommen.

Eine besonders große Frau hatte sich bei den Verfolgerinnen an die Spitze gesetzt. Ein knochiges Mannweib, dessen Kopftuch verrutscht war und die Zeugen erkennen konnten, dass sie kaum noch Haare besaß. Ihre rechte Faust umschloss einen armdicken Holzknüppel, der wie ein Schuhanzieher nach unten breiter zulief und auch als ein Wäscheschlegel benutzt werden konnte.

Die Knochige trug Holzpantinen, schleuderte diese jedoch fort, um schneller laufen zu können. Und sie holte auf.

Modesty Blaine fieberte mit. Sie hockte dort wie auf dem Sprung, hatte sich weiter vorgebeugt, und es war ihr plötzlich egal, ob man sie sah oder nicht. Sie konnte in der Vergangenheit ja nicht getötet werden, sonst hätte sie später nicht in der Zukunft gelebt. Aber konnte sie denn in die Zeit eingreifen und das Mädchen, das ja an sich tot war, retten? Wohl kaum, nur deshalb blieb sie vorläufig noch sitzen und schaute weiter zu, was sich ihren Blicken bot.

Die Blonde hatte es schwer. Die Treffer machten ihr zu schaffen. Sie lief mehr taumelnd, und manchmal konnte Modesty einen Teil ihres Rückens sehen. Dort war das einfache Kleid zerrissen. Die scharfen Steine hatten Wunden auf der Haut hinterlassen, aus denen das Blut rann. Wenige Schritte bis zum Friedhof. Die Distanz konnte der Flüchtling gerade noch überbrücken, dann waren die anderen zur Stelle, voran die Knochige. Im Hechtsprung, der schon zirkusreif zu nennen war, warf sie sich in den Rücken des Mädchens. Ihre linke Hand verhakte sich in dem Stoff, sie riss an dem Kleid, das noch weiter zerfetzte und schlug mit dem Knüppel gleichzeitig zu.

Es war ein hässliches Geräusch, das auch Modesty Blaine hörte, und sie konnte erkennen, wie Angela die Augen aufriss, dann mitten in der Bewegung erstarrte und paralysiert zu Boden fiel, wobei sie vor den Füßen der Knochigen liegen blieb.

Die lachte hart, wild und hasserfüllt auf, bevor sie sich umdrehte,

einen schmutzigen nackten Fuß auf den Körper der Bewegungslosen drückte und den Arm mit dem Knüppel anhob, wobei sie triumphierend ihren Geschlechtsgenossinnen zuwinkte.

»Ich habe sie!« schrie sie dabei. »Verdammt, ich habe sie gepackt, endlich.«

Gebrüll der anderen war die Antwort. Die wilden Vetteln stürmten vor, sie schrien und lachten, ihr Triumph war perfekt, denn nun konnten sie ihren Rachedurst stillen.

Die Männer hielten sich dabei zurück. Sie kamen zwar auch, aber wesentlich langsamer, die Hauptaufgabe überließen sie den Frauen. Im Nu waren die Knochige und das am Boden liegende Mädchen durch die Körper der anderen den Blicken der zuschauenden Modesty Blaine verborgen.

Die Schrecken nahmen kein Ende. Diese Furien wollten es genau wissen. Sie schlugen.

Modesty konnte nichts erkennen, sie hörte nur das wilde Schreien, sah die gebeugten Körper und sah die Arme mit den Knüppeln auf- und niederzucken. Ihr Hass auf diese Brut steigerte sich. Er schwemmte wie eine Woge heran und überlagerte auch ihr eigentlich so klares Denken. Sie konnte nicht anders, musste einfach ihr Versteck verlassen, sprang auf und kümmerte sich nicht um ihren feigen Begleiter. Auf dem Weg zu dem Menschenpulk hin musste sie auch an dem alten Baum vorbei. Seine Äste und Zweige hingen sehr günstig. Modesty Blaine griff zu, bekam einen Ast mit beiden Händen, zu packen und riss ihn mit einem gewaltigen Ruck ab.

Jetzt hielt sie eine Waffe in ihrer Hand. Damit hetzte sie weiter. Einem Sturmwind gleich kam sie über die noch immer zuschlagenden Frauen. Auch sie hieb zu, legte all ihre Kräfte in die Schläge und versuchte zuerst, die grobknochige Frau zu erwischen und ihr den Knüppel quer durch das Gesicht zu ziehen.

Beim ersten Hieb fiel ihr noch nichts auf, da sie sich zu sehr in

Rage befunden hatte. Beim zweiten jedoch, den sie quer auf die Rücken der Vetteln gezielt hatte, da merkte sie, dass sie überhaupt kein Ziel traf. Die Schläge erwischten keinen, denn die Körper waren nicht existent. Geisterscheinungen.

Als Modesty Blaine das begriff und auch durch die Masse der Leiber schreiten konnte, als wäre da gar nichts vorhanden, stöhnte sie vor Furcht und Fassungslosigkeit auf.

Das Kribbeln war auf ihrem gesamten Körper spürbar. Zum erstenmal erlebte sie so direkt die unheilvolle Magie, das Phänomen eines Treffens zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, gesteuert und gelenkt durch einen alten magischen Fluch, und sie begriff, dass sie nur Zuschauerin sein konnte und in ein Spiel hineingeraten war, dessen Regeln sie wohl nie begreifen würde.

Der abgerissene Ast rutschte aus ihren Fingern. Modesty ließ ihn am Boden liegen, sie torkelte zurück, atmete heftig und schüttelte den Kopf, weil sie einfach nichts begreifen konnte.

Das Mädchen war fassungslos. So etwas hätte sie nicht erwartet. Plötzlich fiel ihr der Zombie ein. Er war kein Geistwesen, sondern eine reale Erscheinung. Wieso? Dass sie nach den Gründen suchte, bewies, dass sie ihren ersten Schrecken überwunden hatte. Der Zombie, ein ehemaliger Killer namens Koonz, von Lee J. Floren engagiert, war kein Wesen aus der Vergangenheit, sondern aus der Gegenwart. Ebenso wie sie und Floren aus der Gegenwart kamen, aber die anderen, die sie sah, das waren Geister.

Geister aus der Vergangenheit, in der Zukunft zu sehen. Unglaublich... Als sie mit dem Rücken den dicken Baumstamm berührte, da erst fiel ihr auf, dass diese Gegenstände sehr wohl existent waren. Nur eben die Menschen nicht, sie waren die große Ausnahme.

Gar nicht so einfach, mit diesen Dingen fertig zu werden. Auch Modesty hatte damit ihre große Mühe.

Aber wie sollte es weitergehen? Eine Lösung wußte sie nicht. Sie konnte nur dastehen und schauen. Zuschauen, wie ein Mensch getötet wurde. Nein, er war schon tot, denn die alten Vetteln, diese widerlichen, hasserfüllten Weiber erhoben sich und hielten als Triumph über ihren »grandiosen« Sieg die Knüppel hoch. Erst jetzt kamen die Männer herbei. Sie taten nichts, schauten auf die Leiche und hoben die Schultern.

Die Knochige lachte rauh. »Na, ihr alten Memmen! Da liegt die Kleine, eure Hure. Jetzt könnt ihr sie nicht mehr besuchen. Jetzt wird der Teufel ihre Seele nehmen.«

»Halt dein Maul, du altes Lästeweib«, erwiderte ein vierschrötiger Kerl mit breitem Stiernacken und Nussknackerkinn.

»Ich weiß, dass dir das nicht gefällt, Donovan. Du warst einer der ersten, der sie im Heu schwängern wollte, aber das ist dir vergangen, du dreckiger Säufer.«

»Ich schlag dich zu Brei!«

Da bekam die Knochige einen Anfall. Sie warf sich vor, schwang ihren Knüppel und wollte auf den Mann eindreschen. Der ließ sich nichts gefallen, konterte und drosch ihr den Handrücken so hart durch das Gesicht, dass die Knochige Nasenbluten bekam.

Die Welle der Gewalt drohte überzuschwappen, die Situation wäre eskaliert, wenn da nicht ein Geräusch aufgeklungen wäre. Ein schrilles, herausforderndes Wiehern. Es übertönte sogar noch die Schreie der kämpfenden Parteien, und einer sprach aus, was alle wussten. »Der Totengräber kommt!«

Vor ihm mussten wohl die meisten Angst haben, denn sie schafften hastig Platz, um keinem im Weg zu stehen.

Das Pferd näherte sich. Modesty ging ein wenig zur Seite, sie konnte jetzt den Weg wieder sehen und sah ein weißes Pferd, das einen pechschwarzen Wagen zog. Die Ladefläche war offen. Ein Sarg stand auf ihr, und am Bock, auf dem der Totengräber hockte,

schaukelte eine brennende Sturmlaterne im Rhythmus der Fahrt.

Immer wenn sie nach vorn schwang, erreichte ihr Licht auch den Totengräber und ließ durch den huschenden hellen Reflex seine Gestalt noch schauriger erscheinen, als sie in Wirklichkeit schon war. Er war ganz in Schwarz gekleidet. Auf dem Kopf trug er einen ebenfalls schwarzen Zylinder. Um den Hals jedoch hatte er einen langen roten Schal gebunden, der aussah wie ein zu Eis erstarrter langer Blutstreifen. Unter dem runden Rand des Zylinders fiel schlohweißes Haar an beiden Seiten des Gesichts entlang und berührte links und rechts das Kinn. Die Frauen und Männer hatten den Weg freigegeben. Sie standen links und rechts an seinen Rändern, während auf dem Weg noch die Erschlagene lag. Verkrampft war die Haltung des blutüberströmten Körpers.

Der Totengräber musste die Leiche sehen! Er sah sie auch und reagierte. Das »Brrr« drang dumpf aus seinem Mund, und der Schimmel gehorchte. Er warf noch einmal seinen Kopf hoch, wehte mit der Mähne, dann stand er auf dem Fleck.

Es wurde still. Niemand wagte ein Wort zu sprechen, als der Totengräber vom Bock stieg. Seine Bewegungen wirkten gemessen, dem Ernst des Augenblicks Rechnung tragend.

Nur wenige Schritte brauchte er zu gehen. Er hatte seinen Kopf gesenkt und die Laterne vorn Haken genommen. Jetzt hielt er sie in der rechten Hand, beugte sich nieder und leuchtete. Dabei bewegte er seine Hand, so dass der Schein nie gleich blieb. Einmal zuckte er über den Körper, dann verlor er sich in der Dunkelheit, doch als der Totengräber neben der Leiche stehen blieb, da wurde sie voll angeleuchtet. Was würde geschehen?

Modesty Blaine hielt den Atem an. Ihre Wangen zuckten, die Hände zitterten, die Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und sie wartete auf die Handlung des Totengräbers.

Die erfolgte auch. Urplötzlich straffte sich der Körper des Mannes.

Dann zuckte er herum, streckte den Arm aus, drehte sich wieder im Kreis, und sein ausgerichteter Zeigefinger wies irgendwann einmal auf jeden einzelnen der Zuschauer.

»Ihr habt sie auf dem Gewissen!« rief er mit einer dumpfen, hohl klingenden Stimme, die einem ängstlichen Menschen Angst einflößen konnte. »Ihr und keine anderen haben es zu verantworten, dass sie gestorben ist. Wisst ihr überhaupt, wer sie war?«

Der Totengräber bekam keine Antwort. Man starrte ihn nur an. Lauernd, begierig, die Neuigkeit zu erfahren. Und die bekamen sie präsentiert.

»Das Mädchen, das ihr in eurem Wahn erschlagen habt, war die Tochter des Grafen...«

Ein Unwetter mit Blitz und Donner hätte nicht schlimmer zwischen den Menschen einschlagen können, als die Worte des Totengräbers. Keiner war mehr fähig zu sprechen. Das Entsetzen hatte sie alle erfasst, und die Gefühle zeichneten sich auf den bleichen Gesichtern der geisterhaften Gestalten ab.

Angst, Furcht, Panik. Sie hatten getötet! Aber nicht irgend jemand, sondern die Tochter des Grafen, ihres Herrn.

»Ja!« wiederholte der Totengräber noch einmal mit seiner hohlen Grabesstimme. »Es ist Angela, die jüngste Tochter unseres Grafen. Sein Lieblingskind, das er immer unter seinen Schutz gestellt hat.« Er drehte sich und deutete hoch zum Schloss. »Dort oben wuchs sie auf. Im obersten Zimmer des Turms hielt der Graf seine Tochter versteckt. Sie sollte nicht in die feindliche Welt, doch sie ist vor einigen Wochen entflohen. Der Graf hat es kaum einem gesagt, er hatte nur Angst und hoffte, dass sie irgendwann zurückkehren würde. Sogar einen Sterndeuter und Magier hat er sich geholt, und der weise Mann sucht nach dem Ort der Grafentochter. Das braucht er nun nicht mehr. Angela ist tot, und ihr allein tragt daran die Schuld. Ich werde zurückfahren und dem Grafen Bericht erstatten. Wehe euch, wehe! Er

wird euch und dieses Dorf verfluchen bis in alle Ewigkeiten. Ihr Blut wird mit dem euren abgewaschen werden. Jeder einzelne muss für diese Freveltat büßen - jeder...«

Er sprach die Sätze und bewegte dabei seinen Kopf. Dann bückte er sich, hob die Leiche an, nahm sie auf den Arm und schritt mit der Toten auf den Friedhof zu, wobei er dicht an Modesty vorbeikam, ohne sie überhaupt zu bemerken.

Der Totengräber hatte ein besonderes Ziel. Es war ein offenes Grab. Schon fertig geschaufelt, wartete es darauf, einen kalten Körper aufzunehmen.

Behutsam ließ der Totengräber die Leiche in das Grab sinken, wobei er den Kopf gedreht hatte und die wartenden Männer und Frauen im Auge behielt. Dann war Angela verschwunden.

Der Totengräber erhob sich wieder und ging auf seinen schwarzen Leichenkarren zu. Den Sarg lud er ab, öffnete ihn und ließ ihn so stehen. Bevor er auf den Bock stieg und zur Peitsche griff, drehte er sich noch einmal zu den Dorfbewohnern um. »Ihr habt schwere Schuld auf euch geladen. Niemand wird das Mädchen anrühren. Ich hole den Grafen, damit er sich seine Tochter anschauen kann. Er wird entscheiden, was mit euch geschieht. Ich aber sage jetzt schon: Wehe euch. Wehe denjenigen, die eine schwere Schuld auf sich geladen haben. Der Graf ist rücksichtslos in seinem Zorn, denn ihr habt ihm das Liebste genommen!«

Eine knappe Armbewegung folgte, die Peitsche knallte, und das Pferd reagierte. Heftig zog es an, riss den Wagen mit sich, und wenig später waren die beiden nicht mehr zu sehen.

Die Menschen von Brigadoon aber blieben zurück. Sie hatten die Köpfe gesenkt. Die Schuld lastete wie eine schwere, unsichtbare Bürde auf ihren gebeugten Rücken. Sie wussten, dass sie einer Strafe nicht entgehen konnten, denn die Häscher des Grafen würden sie überall im Land finden.

Die Menschen aus dem Dorf standen wie festgenagelt. Nur eine bewegte sich. Modesty Blaine. Aber sie gehörte ja nicht dazu. Sie war für die Menschen unsichtbar, ein Wesen aus der Zukunft, das in die Vergangenheit gelangt war und diese schrecklichen Vorgänge, die sich alle 100 Jahre wiederholten, noch einmal erlebte. Wenn alles vorbei und wenn der Friedhof der Verfluchten mit Leichen gefüllt war, dann würde auch Brigadoon im Sumpf der Zeiten für weitere 100 Jahre verschwinden.

Das hatte das Mädchen begriffen. Aber ein anderer Gedanke oder eine Folgerung drängte sich auf. Wenn Brigadoon wieder im Strom der Zeiten verschwand, und sie sich noch in der Stadt befand, würde sie dann mitgerissen werden?

Es geschah wie ein Nadelstich, der sich in ihr Herz bohrte, so sehr erschreckte sie der Gedanke. Sie bekam Furcht. War sie bisher der Faszination des Zeitenwechsels erlegen, so dachte sie nun an ihre eigene Lage. Im Klartext hieß dies: Sie musste so rasch wie möglich von diesem Ort und dem unheimlichen Friedhof verschwinden. Sie schaute weit nach vorn, wo sich das Schloss konturenhaft aus dem helleren Grau abhob. Dort tat sich etwas. Lichter flackerten - Fackeln wurden bewegt. Die Häscher sammelten sich bereits. Für Modesty Blaine wurde es höchste Eisenbahn. Hastig machte sie kehrt, ging den ersten Schritt und hörte den verzweiferten Schrei... Sie blieb stehen, als wäre sie gegen eine Wand gelaufen. Es gab nur einen, der so einen Schrei hätte ausstoßen können. Das war ihr Chef, Lee J. Floren!

Sie hatte ihn mit all seiner Feigheit und Angst allein gelassen, und das musste auch der einzige Gegner festgestellt haben, den sie auf diesem Friedhof hatten.

Der Zombie!

Modesty Blaine lief noch weiter. Sie schaute über den Friedhof und dabei in die Richtung, wo der schiefe Grabstein stand, hinter dem

Floren hocken musste.

Sie sah den Grabstein, und sie entdeckte auch den untoten Killer namens Koonz. Er überragte den Grabstein, stand hinter ihm in einer gebeugten Haltung, die Arme vorgestreckt, so dass sich Modesty gut vorstellen konnte, was er da umklammerte.

Florens Kehle!

Aus Filmen wusste die junge Frau, wie gefährlich Zombies sein konnten. Das waren Wesen ohne Gefühle, besessen von einem unheimlichen Vernichtungswillen, ein Mensch hatte kaum eine Chance gegen diese Bestien. Lee J. Floren würde es nicht anders ergehen. Und sie? Nein, sie kam sicherlich nicht gegen dieses Ungeheuer an. Zudem besaß sie keine Waffe, nur der abgebrochene Ast fiel ihr ein, der in einigen Schritten Entfernung auf dem Boden lag. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Sollte sie sich verstecken und darauf hoffen, dass der Zombie sie nicht fand? Aber diese Wesen rochen die Menschen förmlich, er würde so lange suchen, bis er sie gefunden hatte. Außerdem war Floren ein Mensch, sie ebenfalls, und Menschen mussten einander helfen.

Modesty Blaine entschloss sich innerhalb eines Augenblicks. Sie lief vor, hob den Ast auf und schaute wieder zu dem hoch aus dem Boden ragenden Grabstein hin. Diesmal sah sie den Zombie nicht. Er war hinter den Stein getaucht, um sein grausames Werk vielleicht zu vollenden. Das Mädchen hielt nichts mehr auf dem Fleck. Modesty Blaine rannte los. Sie riskierte dabei ihr Leben, um eventuell ein anderes damit zu retten. Schon während sie startete, machte sie sich Vorwürfe. Ihrer Meinung nach hatte sie zuviel Zeit verloren, was für den anderen den Tod bedeuten konnte.

Sie flog förmlich über den weichen Boden, wich Grabsteinen aus, die viel zu schnell vor ihren Augen erschienen, über manche sprang sie kurzerhand hinweg.

Die Stiefel waren zwar modisch und vielleicht für elegante Straßen

geeignet, aber nicht für eine weiche, nachgiebige Friedhofserde. Zwar besaßen die Stiefel flache Absätze, doch das Leder war sehr weich, es gab an den Seiten nach, sie knickte manchmal weg, fiel auch gegen die düsteren, mit Spinnweben bedeckten Steine, scheuerte sich an einer Kante die linke Hand auf und hielt ihre primitive Waffe fest, als hätte sie einen Krampf bekommen.

Es war wirklich keine lange Strecke, doch für Modesty Blaine zog sie sich wie Kaugummi dahin.

Schließlich sah sie ihr Ziel, rannte um den Grabstein herum, blieb schweratmend stehen und hob ihren rechten Arm. Den Ast hielt sie schlagbereit. Der Arm allerdings fuhr nicht nach unten. Das Entsetzen nagelte Modesty auf der Stelle fest.

Vor sich sah sie ein Bild, das sie nie in ihrem Leben vergessen würde. Es war einfach grauenhaft.

Lee J. Floren lag auf dem Boden. Die Kraft des Zombies hatte ihn gegen die weiche Erde gedrückt, so dass seine Abdrücke genau zu sehen waren. Der Untote kniete dabei auf seinem Leib, die Pranken hatten sich um die Kehle des Managers geschlossen, dessen Augen weit aufgerissen waren und schon keinen lebenden Ausdruck mehr zeigten. Trotz dieser grausamen Situation wurde das Mädchen an ein Sprichwort erinnert. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein... Floren hatte Horace F. Sinclair eine Grube graben wollen, indem er ihm einen gefährlichen Killer auf den Hals hetzte. Der Killer aber wurde ein Opfer der Schwarzen Magie und war nun dabei, den Spieß herumzudrehen. Er erwürgte seinen Auftraggeber.

Das dachte Modesty in diesen Augenblicken, und auch deshalb zögerte sie mit dem Schlag.

Dann aber hieb sie zu. Sie selbst schloss dabei die Augen, wollte nicht sehen und nicht hören. Das Ziel konnte sie nicht verfehlen, der Kopf des Untoten befand sich zu dicht bei ihr.

Sie hörte trotzdem. Ein schreckliches Geräusch, und sie schlug noch

einmal zu, ein drittes und ein viertes Mal, immer mit geschlossenen Augen. Beim fünften Schlag spürte sie keinen Widerstand mehr. Sie zog sofort die richtigen Schlüsse und erkannte, dass sie sich geirrt hatte. Der Zombie war zur Seite getaucht. Sein Opfer interessierte ihn nicht mehr, denn er hatte erreicht, was er wollte. Lee J. Floren gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Erledigt hatte das Mädchen den Untoten nicht. Er blutete nicht einmal am Kopf, kniete noch auf dem Boden, streckte jetzt seinen Arm aus und tastete nach dem Grabstein, um ihn als Stütze zu benutzen, damit er auf die Beine kam.

Modesty schaute zu. Sie konnte nicht anders, war fix und fertig, sie musste einfach hinsehen, wie sich der lebende Tote langsam in die Höhe schraubte und sie dabei unverwandt anstarrte. Er hatte seine Zähne gebleckt. In diesen Augenblicken wirkte er wie Jack Nicholsen in dem Film »Shining«, als er seinen Amoklauf begann. Das Mädchen schüttelte sich vor Angst, aber es durfte keine Gefühle zeigen, das war ihr klargeworden.

Bisher hatte sie den Ast nur mit einer Hand umklammert. Nun nahm sie auch die andere hinzu. Wenn sie jetzt schlug, lag vielmehr Kraft hinter dem Treffer.

Schräg setzte sie den Schlag an. Seitlich und dabei genau in Kopfhöhe. Wieder ein Treffer. Der Zombie fiel zurück. Seine Stützhand rutschte ab, dann schlug er dumpf auf die feuchte Friedhofserde, wo er sich stöhnend auf den Bauch wälzte und versuchte, wieder in die Höhe zu kommen. Was sie als nächstes tat, widerte Modesty an, aber sie sah keine andere Möglichkeit.

Kaum hatte der Zombie sich erhoben, da trat sie heftig zu und drückte ihre Sohle in das durchgebogene Kreuz des Monstrums. Der Zombie knickte zusammen, er schob allerdings auch seinen Arm nach hinten, um Modesty Blaine packen zu können.

Hastig sprang sie zurück. Diesem Griff war sie ausgewichen, doch

das Entsetzen raste wie ein Eisfaden durch ihre Blutbahn, als sie am rechten Knöchel eine Berührung spürte. Fast traute sie sich nicht, nach unten zu schielen, tat es dann doch und sah Lee J. Floren. Er hielt sie gepackt. Dieser Tote lebte auch!

In dem Augenblick fiel ihr die alte Zombieregel ein, die sie bisher vergessen hatte. Menschen, die von Zombies getötet wurden, gerieten selbst als lebende Leichen in diesen grausamen Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Mit Lee J. Floren war so etwas passiert!

Dies zu begreifen, dauerte seine Zeit. Eine Chance, die der verfluchte Zombie nutzte. Sein Griff festigte sich.

Das Mädchen schrie. Modesty Blaine bog den Rücken durch, warf den Kopf in den Nacken und brüllte all ihre Not heraus. Doch niemand hörte sie, denn die Gestalten auf dem Friedhof gehörten in die Vergangenheit, das Geschehen lief einige 100 Jahre zuvor ab, obwohl Modesty die Stimmen der anderen verstehen konnte.

Unter sich vernahm sie ein widerliches Schmatzen und Grunzen, dazwischen ihre allmählich verebbenden Schreie, und sie nahm wahr, dass auch Koonz wieder dabei war, sich allmählich zu erheben. Zwar linkisch und marionettenhaft, aber es würde nur noch Sekunden dauern, bis er auf den Füßen stand.

Davor hatte sie Angst.

Und auch Angst vor Floren, der anfang, an ihrem Stiefel zu zerren. Modesty wehrte sich. Plötzlich war ihr Widerstandswille erwacht, und sie trat um sich. Die junge Frau wollte keine Beute dieser grausamen Existenzen werden, sie brauchte ihre Freiheit, wollte leben. Der andere ließ nicht los. Erbarmungslos war sein Klammergriff. Ihm konnte keiner entkommen. Kein Mensch besaß die Kraft eines Zombies, das sah Modesty sehr bald ein. Der Mann, den sie aus den Klauen eines anderen Untoten hatte retten wollen, schien ihr zum Schicksal zu werden.

Noch einmal erwachte ihr Lebenswille. Er flammte regelrecht hoch wie Feuer, das einen neuen Sauerstoffstoß bekommen hatte, und sie tat instinktiv das Richtige.

Vielleicht war es der rechte Stiefel, der ihr das Leben rettete, denn es gelang ihr mit einer gewaltigen Kraftanstrengung, den Fuß aus dem Stiefel zu ziehen. Der heftige Ruck brachte sie aus dem Gleichgewicht, sie kippte nach links, prallte gegen den Grabstein und sah den untoten Koonz wieder dicht vor sich.

Sein grinsendes Gesicht war in wilder Vorfreude verzogen. Er sah das Opfer dicht vor sich, und er wollte es auf keinen Fall entkommen lassen. Modesty Blaine schlug mit dem Ast einfach zu. Es war eine in Panik geborene Reaktion, sie wollte sich das Monstrum nur vom Hals halten. Das Mädchen traf auch. Allerdings nur den Arm des ehemaligen Killers. Und der griff blitzschnell zu. Er drehte dabei seine Hand. Es gelang ihm, den Knüppel zwischen die Finger zu bekommen. Eisern hielt er fest. Dann zog er und hatte im nächsten Moment die »Waffe« an sich gerissen.

Modesty erschrak. Für mindestens eine Sekunde war sie unfähig, sich zu rühren.

Das nutzte der Zombie sofort aus. Er schlug ebenfalls, traf Modestys Schulter, und das Mädchen ging in die Knie. Modesty konnte sich auch nicht mehr abstützen. Sie bekam Kontakt mit dem weichen Friedhofsboden, rollte sich auf die Seite und kroch vor den zupackenden Händen des Untoten weg. Es gelang ihr, mit einer schnellen Bewegung auf die Beine zu kommen.

Wegrennen! Das war der einzige Ausweg. Sie musste flüchten und sich irgendwo verstecken, damit sie neue Kräfte sammeln konnte. Trotz der Angst und Panik war ihr klar, dass sie der Bestie nie richtig entkommen konnte. Der Zombie brauchte sich nicht auszuruhen, er würde weiterlaufen, bis in alle Ewigkeiten oder so lange, bis jemand seinem untoten Dasein ein Ende setzte.

Da war auch noch der zweite. Lee J. Floren, ihr ehemaliger Chef, hatte sich erhoben. Er lag nicht mehr, kniete und stierte aus weit aufgerissenen Augen zu Modesty hin, bevor er anfang, sich auf allen vieren dem Mädchen zu nähern. Ein Stein geriet dabei zwischen seine Finger, den er automatisch mitnahm und auch nicht losließ, als er sich auf die Füße stemmte.

Zum Glück hatte sich Modesty Blaine nicht nur auf Koonz konzentriert, sondern auch auf ihren ehemaligen Boss. Deshalb sah sie den Stein zwischen seinen Fingern und bemerkte auch, wie er den Arm hob, um auszuholen. Modesty zuckte zur Seite. Der Stein flog auf sie zu. Durch die schnelle Reaktion allerdings verfehlte er das Mädchen. Mit einem dumpfen Laut klatschte er gegen einen der Grabsteine. Modesty rannte jetzt. Sie schlug den Weg quer über den Friedhof ein. Die Richtung war ihr egal, sie wollte nur aus der unmittelbaren Nähe dieser beiden mordenden Ungeheuer entkommen.

Trotz ihrer Angst sah sie, dass sich die Szene verändert hatte. Inzwischen waren die Häscher des Grafen eingetroffen, Männer, die auf Pferden saßen, mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, und sie sah auch den Graf selbst. Er hatte seine tote Tochter auf den Arm genommen, stand vor dem Grab und schaute den Mob an, der von den Reitern zusammengetrieben worden war.

»Ich verfluche euch!« brüllte er mit einer lauten, röhrenden Stimme. »Ich verfluche euch bis in alle Ewigkeiten. Nie sollt ihr und dieses Dorf mehr Ruhe haben. Die Stürme des Todes werden über euch hinwegbrausen und euch hineinreißen in den Strudel des Grauens. Brigadoon soll keine Ruhe finden. Nicht heute, nicht in zehn Jahren, nicht in hundert - niemals. Eure Seelen bleiben verdammt für alle Zeiten, und ihr werdet alle 100 Jahre zurückkehren, um den Schrecken von neuem zu erleben!«

Bei seiner schaurigen Rede bewegte er wild den Kopf, und jeder Dorfbewohner fühlte sich von ihm fixiert und auch angesprochen.

Die meisten duckten sich, als hätten sie einen Schlag erhalten. Angst hatte sich in ihre Gesichter eingebrannt.

Doch der Graf war nicht fertig. »Ich habe meinen Häschern befohlen, euch zusammenzutreiben. Das haben sie gemacht, und ich werde euch dem Teufel übergeben. Alle, die ihr da seid.« Er lachte wild, freute sich, drehte den Kopf, und Modesty Blaine bekam für einen Moment die Chance, in sein Gesicht zu sehen.

Aus ihm sprach der Wahnsinn. Der Graf hatte ein bleiches Gesicht. Ein dunkler Bart wuchs in der unteren Hälfte. Die Augen erinnerten an zwei Kohlestücke, so düster waren sie. Überhaupt war der Graf eine düstere Erscheinung, ein Mann, der herrschen wollte und kein Pardon mit seinen Untertanen kannte.

»Tötet sie!« brüllte er. »Tötet sie!« Die Häscher begannen. Sie richteten sich nach dem Befehl, während sich der Graf abwandte. Modesty Blaine befand sich inmitten dieses schrecklichen Trubels in der Vergangenheit. Sie selbst wurde nicht wahrgenommen, aber sie bekam die grausame Bestrafung mit.

Konzentrieren konnte sie sich jedoch darauf nicht, denn die beiden Zombies waren inzwischen ebenfalls da. Sie tauchten hinter den Grabsteinen auf und gingen wie zwei Puppen über den Friedhof. Mit weit ausgebreiteten Armen und staksigen Schritten.

Vor ihr das Grauen, hinter ihr die Zombies. Das verkräftete Modesty nicht. Ihre Nerven spielten da nicht mehr mit, und sie begann zu schreien...

\*\*\*

Brigadoon wollte mich!

Und ich konnte mich nicht wehren. Der Strudel hatte mich gepackt, er zog mich fort, hinein in eine Stadt, die es eigentlich nicht geben durfte.

Nach Brigadoon.

Vielleicht wäre es mir nie gelungen, aber ich verließ mich auf mein

Kreuz, es sollte mich stützen, und das tat es auch. Das Kruzifix hatte ein Loch gerissen.

Plötzlich war ich da. Es war kein Schweben, kein sanftes Aufsetzen, ich stand einfach innerhalb einer fremden Landschaft, einer fremden Stadt. Ich schaute zurück. Nichts.

Meinen Wagen sah ich nicht, weder die Berge, die Weiden, die Wälder. Nur einen seltsam verwaschen wirkenden Nebel, der die Grenze dieser Stadt bildete.

Befand ich mich jetzt in der Vergangenheit oder noch immer innerhalb der Gegenwart?

So genau wusste ich das nicht, denn ich kannte nicht die Regeln des magischen Spiels, das eingeläutet worden war. Mein Blick fiel nach vorn. Das dumpfe Gefühl war aus meinem Kopf verschwunden. Endlich kam ich dazu, mich mit meiner neuen Umgebung vertraut zu machen. Es war schaurig.

Vor mir lag ein großer Friedhof. Gewaltig und düster waren die Grabsteine, die aus dem Boden schauten. Jenseits des Friedhofs sah ich die Häuser einer kleinen Stadt und dahinter, aber erhöht stehend, die Umrisse einer trutzigen Burg.

Alles, auch ich, war in ein seltsames Licht gehüllt. Nicht hell, nicht dunkel, dennoch so klar, dass Gegenstände deutlich zu erkennen waren. Auch Menschen sah ich. Weit von mir weg. Ich hörte Schreie und Rufe, das Schnauben von Pferden und Hufschläge, sah die sich heftig bewegenden Gestalten, von denen einige von einem geisterhaft bleichen Fackelschein umtanzt wurden.

Das geschah jenseits des Friedhofs. Mir war klar, dass dort etwas vor sich ging, was mich interessieren konnte.

Der Friedhof selbst lag in einer nahezu trügerischen Ruhe vor meinen Augen. Nichts deutete darauf hin, dass sich unter den Gräbern etwas tat. Denn ich rechnete damit, dass möglicherweise die alten Gräber aufbrachen und untote Gestalten herausklettern

würden. Noch offenbarte der Friedhof der Verfluchten seine Schrecken nicht, er hielt sie zurück, wobei ich hoffte, dass es auch so bleiben würde. Einige Schritte ging ich vor, erreichte fast die ersten Grabsteine und blieb überrascht stehen, als ich das Kreuz sah.

Mein Vater hatte ja davon gesprochen, und bei Gott, er hatte sich nicht geirrt. Das Kreuz existierte tatsächlich.

Es ragte düster aus dem Boden, aber noch düsterer und unheimlicher kamen mir die vier seltsamen Totenschädel vor, die eine Verhöhnung des Kreuzes darstellten. Es waren schaurige Abdrücke, die Mäuler der Schädel standen offen, und mir kamen sie vor, als würden sie grinsen. Ich sah auch, dass die Erde vor dem Kreuz aufgeworfen war. Hier also waren die Arme aus dem Boden gedrungen und hatten den Killer, der meinen Vater umbringen wollte, getötet.

Wo steckte er? Diese Frage stellte ich mir, suchte nach Fußabdrücken, fand keine und nahm mir deshalb das Kreuz wieder vor. Meine Überlegungen gingen von folgender Voraussetzung aus. Das Kreuz war ein Zeichen des Bösen. Man hatte es kurzerhand umgedreht, und meiner Ansicht nach hatte es deshalb seine Existenzberechtigung verloren. Ich wollte nicht, dass es hier noch länger stand, und ich bereitete mich darauf vor, es zu zerstören.

Vielleicht machte ich damit einen Anfang. Auch Brigadoon sollte nicht mehr erscheinen, diese geheimnisvolle Stadt hatte kein Recht, zu existieren.

Kreuz gegen Kreuz. Schwarze Magie gegen Weiße!

Ich war zu zuversichtlich, dass ich das andere Kreuz zerstören konnte und näherte meine rechte Hand dem entweihten.

Gleichzeitig lauschte ich auch auf die Geräusche um mich herum. Schreie vernahm ich jenseits des Friedhofes musste sich Schreckliches abspielen, wobei ich nicht wusste, welche Parteien nun genau gegeneinander kämpften, und ich ahnte auch zu dem

Zeitpunkt nicht, dass sich eine junge Frau namens Modesty Blaine innerhalb dieses seltsamen magischen Gebiets befand.

Kontakt! Kreuz gegen Kreuz!

Ich brauchte das meinige nicht einmal zu aktivieren. Die Kräfte, die in dem fremden Kreuz wohnten, waren die des Teufels und gegen den christlichen Glauben gerichtet.

Was der Prophet Hesekiel vor langer, langer Zeit bedacht und in das Kreuz hineinmanifestiert hatte, wurde nun aktiviert und reagierte so, wie ich es mir wünschte.

Mein Kreuz war stärker!

Als würden Schweißbrenner eingesetzt, so schossen an den vier verschiedenen Stellen des Kreuzes die hellen Lichtlanzen in die Totenschädel und zerstörten sie. Die Kraft der Erzengel reichte aus, um das andere zu vernichten. Aus den widerlichen Schädeln quoll grünlicher Dampf, bevor sie zu einem metallenen Staub wurden, der zu Boden rieselte.

Wenig später hörte ich das Knirschen. Als würde Blech zerrissen, so hörte es sich an, und es trieb mir einen Schauer über den Rücken. Das Knirschen hatte seinen Grund.

Das andere Kreuz verging. Es brach auseinander, bekam dort Risse, wo sich der Mittelpunkt befand, und es dauerte nur Sekunden, da lag es in zwei Teile zerbrochen vor mir.

Genau dies war der Moment, wo wieder alles anders wurde...

\*\*\*

Modesty war entsetzt.

Nicht nur über die grausame Rache des unheimlichen Grafen, sondern auch über die beiden Zombies, die sich voneinander entfernt hatten und nun versuchten, die junge Frau in die Zange zu nehmen. Dabei interessierte es sie nicht, ob sich die Häscher dort befanden, sie gingen einfach hindurch, als wären sie überhaupt nicht vorhanden. Vergangenheit und Gegenwart konnten nicht existieren,

sie lagen in zwei verschiedenen Zeitebenen, und sie hoben sich praktisch in diesen Augenblicken auf.

Das stellte auch Modesty fest, obwohl sie dieses Phänomen nicht begriff, denn es war rational kaum zu erfassen.

Hoch sprangen die Pferde der Häscher. Modesty sah, dass die Männer brutal zuschlugen. Schwerter und Lanzen rasten nach unten, trafen ungeschützte Körper. Sie stand dabei und erlebte diesen grausamen Mord, den der Graf in seinem Schmerz und in seiner ungeheuren Wut befohlen hatte.

Die junge Frau kam sich so schrecklich hilflos vor. Sie wollte eingreifen, doch es waren keine Gegner da. Bis auf die Zombies, die aus ihrer Zeit stammten.

Modesty Blaine sprang vor. Sie warf sich in einen hart geführten Schwerthieb hinein, den ein auf einem Pferderücken sitzender Mann führte und der Modesty sicherlich getötet hätte, wenn sie für den Mann existent gewesen wäre. So traf er eine Frau neben ihr, die blutend zu Boden fiel und starb.

Die Häscher machten es brutal. Immer wieder holten sie Flüchtlinge zurück, trieben sie zusammen, um sie zu vernichten. Es hatte bereits Tote gegeben, und es würden immer mehr werden, davon war Modesty überzeugt.

Aber es kam anders.

Als Modesty Blaine dem untoten Killer Koonz ausweichen wollte, da merkte sie mitten im Sprung, dass sich eine andere Kraft ihres Körpers bemächtigte. Sie hatte plötzlich das Gefühl, abgestoppt zu werden und ins Leere zu fallen.

Schlagartig veränderte sich die Umgebung. Die Häscher des Grafen und auch die Einwohner des Dorfes, die sie vorhin noch klar und deutlich gesehen hatte, wurden auf einmal durchsichtig. Sie verschwanden vor ihren Augen, als hätte es sie nie gegeben. Der schreckliche Vorgang der Rache wurde gestoppt, und Modesty

brauchte das Grauen nicht mehr mitzuerleben.

Die Vergangenheit verschwand. Zurück blieb die Gegenwart. Und die beiden Zombies!

\*\*\*

Auch ich hatte das Gefühl, für einen Moment den Boden unter den Füßen zu verlieren. Da war nichts mehr, woran ich mich hätte festhalten können, sondern nur noch das seltsame Schweben.

Ohne es genau zu wissen, geriet ich in den Wechsel der Zeiten hinein. Vergangenheit und Gegenwart hoben sich auf, da stand die Zeit still, weil sie eine relative Größe war und plötzlich keinen Bezugspunkt mehr besaß.

Fürwahr ein Phänomen! Ähnlich mit dem zu vergleichen, wenn Suko seinen Stab einsetzte und somit die Zeit auch für fünf Sekunden anhalten konnte.

Dies hier ging schneller oder vielleicht auch langsamer, ein Gefühl dafür hatte ich verloren.

Schließlich war alles vorbei. Ich befand mich noch immer an der gleichen Stelle und sah vor mir das zerstörte Kreuz.

Jawohl, Freunde, ein zerstörtes Kreuz. Und irgendwie glaubte ich daran, jetzt in der Gegenwart zu sein, in meiner Zeit, denn die Umgebung um mich herum hatte sich verändert.

Zwar sah ich noch immer die alten Grabsteine, dahinter das Dorf, dann die Bäume und last not least die trutzige Burg auf dem Hügel, aber die Menschen waren verschwunden. Dabei hatte ich Reiter gesehen, wahrscheinlich Soldaten, Schergen eines mächtigen Herrschers, hatte Schreie gehört, im Moment jedoch war es still.

Die Menschen waren verschwunden!

Damit musste ich fertig werden, kam aus der Hocke hoch, spürte meine zitternden Knie und hörte auch, wie das Blut in meinem Kopf rauschte. Dieser Zeitenwechsel hatte mich doch ein wenig durcheinandergebracht, das musste ich zugeben.

Wie ging es weiter?

Wieder schaute ich zurück. Abermals wurde mein Blick getrübt. Ich sah die andere Umgebung nicht, sondern war noch immer ein Gefangener der unheimlichen Stadt Brigadoon und des Friedhofs der Verfluchten. Nur in der Gegenwart!

Ich blickte auf meine Uhr, sah den Sekundenzeiger laufen. Alles war normal und hatte sich auch zuvor so schnell abgespielt, dass ich eine Zeitunterbrechung messbar nicht fassen konnte.

Wieder machte ich eine neue Erfahrung. Und ich schüttelte mich, als ich daran dachte, denn ich mochte es irgendwie nicht, dass ich Kräften ausgesetzt wurde, die ich nicht kontrollieren konnte. Dies jedoch schien nun vorbei zu sein. Hoffentlich... Meine Gedanken kehrten wieder zurück in die Realität. Ich konnte hier nicht ewig stehen bleiben, sondern musste mich daran begeben, meine nähere Umgebung zu untersuchen. Ich wollte feststellen, welche Schrecken der Friedhof der Verfluchten noch bereithielt. Das Gräberfeld lag vor mir. Unheimlich sah es schon aus. Grabsteine, die auf der düsteren Erde wuchsen und einfach nur dastanden, als stumme, irgendwie drohende Gebärde.

Mir fiel auf, dass sich innerhalb des gesamten Friedhofs kein einziges christliches Symbol befand, was mich nun überzeugte, dass es sich bei dem Friedhof um entweihte Erde handelte. Wer hier lag, der gehörte zu den Ausgestoßenen, Entrechteten, der war kurzerhand unter der dunklen Erde verscharrt worden.

Kaum hatte ich die ersten Grabsteine erreicht, als ich abrupt stehen blieb. Da hatte sich etwas bewegt!

Jenseits des Friedhofs, wo ein großer Baum mit kahlen Ästen stand, glaubte ich, eine Gestalt zu sehen. Leider war das Licht doch nicht gut genug, denn als ich zum zweitenmal hinschaute, war von der Gestalt nichts mehr zu sehen.

Ein Tier - oder ein Mensch?

Sekunden verrannen. Ich hatte meine Beretta gezogen und legte die Hand mit der Waffe auf den breiteren oberen Rand eines Grabsteins. Wenn sich dort tatsächlich jemand aufhielt, dann hatte mich dieser jemand, ob Freund oder Feind, das wusste ich nicht, wahrscheinlich auch entdeckt und war nun in Deckung gegangen.

Als sich nach einer Weile niemand mehr zeigte, ging ich weiter. Meine Jacke schleifte an den Seitenkanten der Grabsteine entlang, ich zerstörte alte Spinnweben, die als dünne Bänder oft von Stein zu Stein hingen. Die Erde war weich, nachgiebig, ich sackte bei jedem Schritt fast bis zu den Knöcheln ein. Gestrüpp wuchs in den Zwischenräumen, auch Gras. Unkraut, in dem sich Kriechtiere aufhielten.

»Lass mich!«

Urplötzlich hörte ich die beiden entsetzt und voller Angst ausgestoßenen Worte der Frau. Danach ein Schrei.

Im nächsten Augenblick explodierte ich förmlich... Gewaltige Sprünge brachten mich über den alten Totenacker. Ungefähr hatte ich mir die Stelle merken können, wo die Schreie aufgeklungen waren. Und zwar rechts von mir, wo ebenfalls die hohen Grabsteine aus der Erde schauten. Und dort sah ich auch die Gestalt. Sie erschien aus der Deckung eines Steins, und ich war so überrascht, dass ich im ersten Augenblick stehen blieb.

Die Frau kannte ich. Es war Modesty Blaine!

Mit allem hatte ich gerechnet. Mit Zombies, Vampiren, Ghouls, aber nicht mit der Pressetante des Floren-Konzerns. Wie kam sie auf den Friedhof? Was hatte sie hierher verschlagen? Fragen, auf die sie mir sicherlich später eine Antwort geben konnte, erst einmal ging es darum, ihr beizustehen, denn sie befand sich in Gefahr.

Nicht umsonst hatte sie geschrien, hinter ihr war eine unförmige Gestalt aufgetaucht, die sie um die Länge eines Kopfes überragte. Diese Gestalt mit den eckigen Bewegungen kannte ich nicht, ich

wurde jedoch fatal an einen Zombie erinnert.

Ich wusste nicht, ob mich die Frau gesehen hatte, es spielte auch keine Rolle mehr, denn nun kam es auf jede Sekunde an.

Als Modesty stolperte, befand ich mich bereits auf dem Weg zu ihr. Ich hörte das triumphierende Röhren des Zombies, wollte im Laufen schießen, ließ es dann jedoch sein, denn der Verfolger fiel in dem Augenblick nach vorn, als ich abdrücken wollte. Die Kugel hätte unter Umständen auch Modesty treffen können.

Deshalb jagte ich weiter, brauchte noch drei Sprünge und hatte die beiden erreicht.

Modesty Blaine wehrte sich verzweifelt. Da ich nahe genug an die beiden herangekommen war, konnte ich auch erkennen, um wen es sich bei diesem Zombie handelte.

Mein Vater hatte mir den Mann, der ihn töten wollte, genau beschrieben. Dunkles Haar, eine große Gestalt - es konnte einfach kein anderer sein als dieser Killer.

Jetzt hatte ich ihn.

Ich schoss nicht, und er hatte das Mädchen noch nicht fest im Griff, weil sich Modesty zu sehr wehrte, auch mit den Beinen um sich trat und den Untoten ein paar Mal im Gesicht traf, so dass sein Kopf nach hinten geschleudert wurde.

Ich trat ebenfalls.

Bei einem normalen Menschen hätte ich Hemmungen gehabt, diesen Tritt anzusetzen, aber nicht bei diesem seelenlosen Geschöpf. Der Treffer explodierte am Kopf der Bestie, und er schleuderte ihn weit nach hinten. Die Bestie breitete die Arme aus und fiel auf die weiche Friedhofserde. Mit dem Arm schlug sie noch gegen die Kante eines Grabsteins.

Ober Modesty Blaine sprang ich hinweg und warf mich auf den Zombie. Irgendwie ist es ekelhaft, gegen eine lebende Leiche zu kämpfen, doch ich hatte in den langen Jahren gelernt, dieses Gefühl

zu überwinden, und ich hechtete so auf ihn zu, dass er nicht dazukam, mich mit seinen hochgerissenen Armen abzuwehren. Dann schoss ich. Kaum hatte die Kugel die blasse Haut der lebenden Leiche berührt, als ein Zucken durch die Horror-Gestalt ging. Dann öffnete sich der Mund, und ein gellender Schrei drang daraus hervor.

Ein Todesschrei!

Innerhalb von Sekunden zerfiel das Gesicht zu einer undefinierbaren Masse. Nur noch die Haare waren von dem Kopf des Monstrums zurückgeblieben. Dieser Zombie würde keinen Menschen mehr angreifen.

Ein paar Schritte ging ich zurück, behielt den Zombie weiterhin im Auge und streckte meinen Arm aus. »Kommen Sie hoch, Miß Blaine!«

Einen Lidschlag später spürte ich ihre kalten Finger an meinem Gelenk. Sie kam auf die Beine, zitterte wie Espenlaub und presste sich fest an mich.

Wir drehten ab, ließen einige Grabsteine zwischen uns und dem erlegten Zombie, so dass ich Modesty den schrecklichen Anblick des zerstörten Körpers ersparen konnte.

Modesty weinte. Während wir gingen, ließ sie mich nicht los. Ich hatte mir als Ziel den laublosen Baum ausgesucht. Unter ihm gingen wir in die Hocke, lehnten uns an den Stamm und blieben erst einmal so sitzen. Modesty atmete schwer. Sie musste viel hinter sich haben. Hin und wieder wurden ihre Atemzüge durch ein krampfhaftes Schluchzen unterbrochen, und ich stellte mir immer wieder die Frage, was sie auf den Friedhof getrieben haben konnte und wo ihr Chef steckte. Die erste Frage konnte ich vielleicht ohne ihre Hilfe beantworten. Wahrscheinlich hatten sie sich das Gebiet, wo sie bauen wollten, noch einmal angesehen und waren in die Falle gelaufen, denn Brigadoon hatte plötzlich zugeschlagen.

Nur - wo befand sich Lee J. Floren? Danach fragte ich das

Mädchen. Sie hatte meine Frage verstanden, hob ihren Kopf und ließ mich in ihr verweintes Gesicht schauen. »Er - er ist noch hier«, flüsterte sie unter Tränen.

»Hält er sich versteckt?«

»Neiinnn!« Sie schüttelte den Kopf. »Er ist so wie der andere, Mr. Sinclair.«

»Ein Zombie?«

»Ja!«

Oh verdammt, da hatten wir den Salat. Es lief also noch ein zweiter auf diesem Totenacker herum.

Modesty sprach weiter. »Er ist von dem Killer getötet worden und stand wieder auf.«

Nach dieser Antwort lief es mir kalt den Rücken hinab, und ich zog fröstelnd die Schultern hoch. »Wissen Sie ungefähr, wo er sich verborgen hält?«

»Nein...«

Ich stand auf.

»Wo wollen Sie hin?« Angst sprach aus den Worten der Frau.

»Keine Bange, ich lasse Sie schon nicht allein, aber wir müssen ihn suchen.« Ich lächelte ihr zu. »Wenn ich stehe, habe ich einen besseren Überblick.«

Das schien sie begriffen zu haben, denn sie sagte daraufhin kein Wort mehr.

Meine Blicke glitten über den Friedhof. Gespenstisch die Ansammlung der Grabsteine. An manchen Stellen standen sie ziemlich dicht. Zwischen ihnen nistete die Finsternis, da konnte sich schon jemand verbergen, ohne dass er entdeckt wurde. Und der Zombie war gewarnt. Sicherlich hatte er die Vernichtung seines Artgenossen mitbekommen. So einfach wie Koonz würde er es uns nicht machen. Zudem hatte er Zeit genug, sich mit der neuen Lage abzufinden.

Wir mussten kommen, nicht er.

Noch tat sich nichts. Hinter mir hörte ich nur das Schluchzen des Mädchens, und über meinem Kopf befand sich das dunkle Filigran aus Zweigen und Ästen. Es brachte nicht viel, in die Dunkelheit zu starren. Mehr sah ich auch nicht, zudem fingen die Augen an zu schmerzen, und es gab wohl nur eine Möglichkeit für uns. Wir mussten abwarten, bis sich der zweite Zombie meldete.

Da hörte ich hinter mir ein Geräusch. Mit schussbereiter Waffe kreiselte ich herum, doch nur Modesty hatte sich bewegt. Sie stand ebenfalls auf und kam zu mir.

Ich schaute wieder nach vorn.

Die Schritte des Mädchens verstummten abrupt. Eigentlich nichts Besonderes, aber da war noch etwas anderes, das mich stutzig machte. Zweige knackten.

Der zweite Zombie hockte im Baum!

Aber jetzt nicht mehr, denn er fiel nach unten. Und ich stand genau darunter. Den Schrei der jungen Frau hörte ich noch, danach prallte der Körper voll auf mich.

Lee J. Floren war kein schwerer Mann, er besaß längst nicht das Gewicht des Killers Koonz, aber aus dieser Höhe gesprungen, da riss er mich um.

Ich schlug hart hin, prallte noch mit dem Gesicht auf einen aus der Erde ragenden Ast, hörte das gierige Lachen des Untoten und dazwischen die Schreie des Mädchens.

Im nächsten Augenblick schon legten sich klauenartige Hände um meinen Hals. Jetzt wurde es kritisch. Wie Ringe drückten die Hände zu, sie ließen mir keinen Spielraum mehr und hielten meinen gesamten Hals fest. Luft bekam ich nicht, dafür wurde mein Gesicht gegen den Boden und in den weichen Untergrund gedrückt. Zwar hatte ich den Mund geschlossen, dennoch drang Dreck durch meine Lippen, der zwischen den Zähnen knirschte, als ich auf ihn biss.

Wäre Suko hier gewesen, er hätte mir den Gegner mit Leichtigkeit vom Hals geschafft, aber Modesty Blaine war zu sehr geschockt, um etwas unternehmen zu können. Ich musste mir selbst helfen. Wie ein störrisches Pferd bockte ich, als ich meinen Körper in die Höhe stemmte. Ich wollte den anderen von meinem Rücken runterhaben, doch der hielt so hart fest, als gälte es, sein »Leben« zu verteidigen. Nicht die Spur einer Chance ließ er mir. Im Gegenteil, er drückte noch härter zu und presste auch mein Gesicht tiefer in den Boden. Die Ohren waren noch frei. Ich hörte die Geräusche um mich herum. Da war vor allen Dingen das böse Keuchen des Zombies, auch mit einem Gurgeln zu vergleichen, und die verdammten Hände ließen mich einfach nicht los.

Ich warf die Arme nach hinten, um den Untoten so zu packen, das schaffte ich auch nicht. Mein Kreuz hatte ich vorhin weggesteckt, jetzt hätte ich es brauchen können, denn eine Berührung nur hätte schon gereicht, um meinen Gegner zu zerstören.

Noch hielt ich die Beretta fest. Es ist natürlich schwer, rückwärts zu schießen. Wenn ich den Arm hob, musste ich mich auf mein Gefühl verlassen können, denn etwas zu erkennen, war unmöglich. Außerdem musste ich die Hand dabei so drehen, dass ein gewisser Schusswinkel entstand.

Vielleicht als letzte Chance, wenn alles nicht mehr half. Noch einmal stemmte ich mich hoch, baute mit meinem Körper eine Brücke, drehte mich und versuchte verzweifelt, den anderen von meinem Rücken zu bekommen.

Er hatte die Kraft der Hölle und hielt eisern fest. Zu meinem Pech verlor ich noch die Pistole. Sie wurde mir aus der Hand gerissen. Jetzt war auch die geringe Chance vertan... Der Luftmangel war schrecklich. Das Gehirn wurde nicht mehr durchblutet. Visionen wurden mir vorgegaukelt. Mein Unterbewusstsein spülte sich an die Oberfläche und zeigte mir diese schrecklichen Bilder. Ich sah mich

schon als Opfer des Zombies, tot am Boden liegend, mich dann wieder erhebend, um als Toter auf die Suche nach Menschenopfern zu gehen. Es war grauenhaft.

Und dann krachte ein Schuss. Ich hörte ihn dumpf, als würden zwischen mir und der Waffe Welten liegen, aber dieser Schuss rettete mein Leben. Plötzlich wich der Druck. Ich merkte, wie der Körper über mir allmählich kippte, obwohl die Klauen noch um meinen Hals lagen und festhielten. Langsam, viel zu langsam löste sich die Klammer, rutschten die Hände ab, und auch der Druck in meinem Rücken verschwand.

Ich war frei!

Mühsam drehte ich den Kopf zur Seite, atmete die Luft ein, hörte das Schluchzen des Mädchens, spie Dreck aus, spürte meine Kehle kaum noch und übergab mich auch. Ich war fertig.

Und so blieb ich liegen. Ausgepumpt, mit schmerzendem Hals, einem harten Pochen im Kopf und einem Kreislauf, der so ziemlich am Boden lag. Am liebsten hätte ich mich für eine Ewigkeit ausgeruht, das jedoch war nicht drin. Ich befand mich in einer feindlichen Umwelt und konzentrierte all meine Kraft auf das Hochstemmen. Mühsam gelang es mir. Zuerst stützte ich mich auf die Hände, bog dabei die Arme durch, ließ den Kopf nach vorn sinken, atmete röchelnd und keuchend, hustete zwischendurch und spie.

Allmählich wurde es besser. Auch das Zittern meines Körpers ließ nach, alte Kräfte wurden mobilisiert und kehrten zurück. Mir gelang es, mich zuerst auf die Seite zu wälzen und dann langsam in die Höhe zu kommen. Wie ein Betrunkener stand ich schließlich da, schwankte, hob den Arm, wischte über meine Augen und konnte erst jetzt die Umgebung ein wenig besser erkennen.

Ja, ich sah sie. Und ich stellte fest, was geschehen war. Vor meinen Füßen lag der Zombie. Kopfschuss!

Und das Mädchen Modesty Blaine lehnte am Baumstamm, weinte,

schluchzte, konnte sich kaum auf den Beinen halten und hatte den rechten Arm gesenkt. In der Hand hielt sie eine Pistole - meine Beretta. Mit ihr hatte sie geschossen und mir somit das Leben gerettet. Modesty hatte genau aufgepasst. Ihr war nicht entgangen, wie ich den Zombie erledigt hatte. Durch einen Schuss in den Kopf... Und noch etwas kam hinzu. Sie hatte ja nicht nur eine lebende Leiche vernichtet, sondern ein Wesen, das als Mensch einmal ihr Chef gewesen war. Welch eine Überwindung musste sie das gekostet haben!

Ich schritt langsam auf Modesty Blaine zu. Meine Schritte waren die eines Kleinkindes. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten, zitterte, der Körper stand wie unter Strom, und mein Hals schmerzte zum Zerspringen, so dass es mir unmöglich war, ein klares Wort hervorzubringen.

Modesty blieb stehen. Ihre Beine waren etwas vorgerutscht. Erst jetzt fiel mir auf, dass sie nur noch einen Stiefel trug. Der Stamm gab ihrem Rücken Halt, sonst wäre sie zusammengebrochen. Sie sah mich zwar, doch der Blick streifte hindurch.

Ich nahm ihr die Beretta aus den Fingern und steckte sie ein. Dann hob ich beide Arme und legte meine Hände rechts und links auf ihre Wangen. So schaute ich sie an.

Zweimal musste ich ansetzen, um überhaupt ihren Namen aussprechen zu können, erst danach schaute sie auf.

»Sie... Sie leben?«

»Ja, Modesty. Und ich möchte mich dafür bedanken.«

»Ich... habe einfach geschossen«, flüsterte sie. »Einfach geschossen. Nur so...« Sie schluchzte und fiel mir entgegen. Ich fing sie auf, und fast hätte sie mich noch von den Beinen gerissen, denn so sicher stand ich auch nicht.

»Geschossen habe ich«, hörte ich ihre Stimme. »Ich habe geschossen, einfach abgedrückt...«

Es war schwer für sie, darüber hinwegzukommen, auch wenn das Opfer ein Zombie und kein Mensch gewesen war. Für das Mädchen hatte ich Verständnis. Ich hätte nicht anders gehandelt als Modesty, aber für mich gehörte so etwas, was sie erlebt hatte, zu meinem Job. Leider, muss ich da noch hinzufügen.

Ich weiß nicht, wie lange wir so gestanden hatten, irgendwann einmal hörte das Zittern ihres Körpers auf. Ich drückte Modesty von mir, und sie setzte sich hin. Auch ich nahm neben ihr Platz und fragte: »Wie fühlen Sie sich?«

»Besser.«

»Das freut mich. Ich möchte Ihnen noch einmal dafür danken, dass...«

»Es war nur die ausgleichende Gerechtigkeit. Sie haben mir ja auch das Leben gerettet.« Sie nahm einen kleinen Stein auf und warf ihn weg. Er prallte gegen einen Grabstein. »Wissen Sie, John, ich darf doch John sagen oder?«

»Natürlich.«

»Also wissen Sie, ich habe, so schrecklich dies auch war, sehr viel gelernt.«

»Inwiefern?«

»Wenn man bedenkt, wo ich herkam oder herkomme und was ich gemacht habe, beruflich, meine ich, sieht plötzlich alles ganz anders aus. Ich habe nur oberflächlich gelebt, für Mode, für Schmuck, für Karriere, was weiß ich nicht alles. Dabei sind die Dinge, die im Leben zählen, doch ganz andere, oder nicht?«

»Da haben. Sie schon recht.« Dieses Thema gehört zwar nicht hierher, aber ich wollte sie sprechen lassen. Sie musste sich etwas von der Seele reden, was ihr vielleicht schon lange auf dem Herzen lag, nur hatte sie bisher niemand gefunden, der auch zuhören konnte.

»Ich hatte auch keine Freunde«, sprach sie weiter. »Nur so unheimlich viele Bekannte. Nicht verheiratete. Singles nennt man sie

ja wohl. Die waren in der Szene nur in, die kannten sich aus, wussten, wo es die besten Geschäfte in London gab, trugen nur die teuerste Kleidung aus den Nobelboutiquen, und ihr Leben drehte sich um Werbung und verkaufen. Ich will mich da nicht ausschließen und habe mitgemacht. Auch ich geriet in den Sog, den ich anfangs so faszinierend fand. Die ganze Schau, wenn man sich traf. Einmal war das Lokal an der Reihe, dann wieder jenes. Oder die Parties auf der Themse in den warmen Sommernächten, alles gut und schön, doch ich habe auch viele weinen sehen. Es wurde immer getrunken, der Alkohol löste die Hemmungen, und dann sprachen sich manche aus. Männer und Frauen. Es war erschreckend, was hinter dieser grellen, modischen Fassade für eine Einsamkeit herrschte, das, John, können Sie sich kaum vorstellen. Die Menschen lebten nicht so toll, wie sie vorgaben. Sie gingen nur auf Feste und Parties, weil sie vor dem Alleinsein Angst hatten. Dort konnten sie dann den oder die großen Anmacher spielen. Da wurde ich zum erstenmal richtig nachdenklich, dachte über mich nach und kam zu dem gleichen Entschluss. Ich stellte fest, dass mein Leben auch nur in oberflächlichen Bahnen verlief und dass man mich einfach nur benutzte, wie es mein Chef, Lee J. Floren, getan hat.«

»Wieso benutzte er sie?«

»Er beutete mich aus. Ich war ein Lakai, ein Diener. In letzter Zeit ist mir das klargeworden. Dann kam die Sache mit diesem Ferienzentrum. Ich machte mit, fest davon überzeugt, dass es sich dabei um ein gutes Programm handelte. Dem war nicht so.«

»Da haben Sie recht.«

Modesty hob die Schultern und wandte mir ihr Gesicht zu. »Ab heute sehe ich die Dinge ein wenig anders.«

Die Aussprache hatte ihr gut getan. Das konnte ich ihr ansehen. Das Gesicht war vom Weinen zwar noch immer gerötet, doch in den Augen lag ein anderer Ausdruck, nicht mehr so deprimierend und

verzweifelt. Natürlich brannten auch mir zahlreiche Fragen auf der Zunge, denn ich wollte wissen, weshalb und wieso Modesty und ihr Chef hergefahren waren und wie es überhaupt dazu gekommen war, dass sie Gefangene einer Geisterstadt wurden.

Als ich ihr die Frage stellte, begann sie zu erzählen. Sie hatte das Talent, einen Vorgang gut schildern zu können, ich brauchte nicht nachzufragen oder nachzuhaken. So wie sie mir berichtete, lief alles plastisch vor meinen Augen ab, und ich konnte mir die entsprechenden Vorstellungen machen.

»Eine Erklärung habe ich trotzdem nicht«, fügte sie nach ihrem Bericht hinzu.

»Das kann ich mir gut vorstellen. Auch mir fällt es schwer, für dieses Phänomen eine zu finden.«

»Dann wissen Sie nichts?«

»Ich kann es nur raten oder ahnen. Was Sie erlebt haben, Modesty, das hat sich schon einmal abgespielt, und zwar in der Vergangenheit.«

Der Blick ihrer großen Augen war auf mich gerichtet. »Meinen Sie das jetzt im Ernst?«

»Ja. Sie haben Vergangenheit erlebt. Die Vorgänge sind bereits abgelaufen und wiederholen sich alle 100 Jahre.«

»Aber sie waren nicht beendet. Wir befinden doch jetzt nicht mehr in der Vergangenheit.«

»Nein, das nicht.«

»Also in der Gegenwart.« Sie legte die Stirn in Falten, über der sich die schwarzen Locken ringelten. »Aber weshalb konnte ich diese schlimmen, lautlosen Morde nicht bis zu ihrem Ende miterleben?«

»Daran trug ich die Schuld!«

»Sie?« Modesty schaute mich so ungläubig an, dass ich lachen musste.

»Ja, ich. Oder vielmehr mein Kreuz. Ich bin mit Hilfe meines Kreuzes in diese Zeit und auf diesen Friedhof hier gelangt und habe, als ich herkam, durch meine Weiße Magie die Zeit zerstört. Die Ebene der Vergangenheit verschwand und wurde von der Gegenwart abgelöst. Supereinfach, dennoch ungeheuer kompliziert.«

Modesty blies eine Locke aus der Stirn. »Verflixt, John, da sagen Sie was.« Dann schüttelte sie den Kopf. »Trotzdem komme ich nicht mit. Wenn wir uns tatsächlich in der Gegenwart befinden würden, dann müssten wir den Friedhof doch auch verlassen können. Ich könnte den Mercedes sehen, Sie Ihren Wagen...«

»Wenn das so einfach wäre.«

»Und wo liegt das Problem?«

»In der Dimension.«

»Aha.« Sie sagte es zwar, aber sie verstand es nicht. Es war ja auch kaum zu begreifen.

»Wir befinden uns, Modesty, zwar in der Gegenwart, dennoch in einer anderen Dimension. Das heißt, man kann uns nicht sehen, und wir können auch nicht nach draußen sehen.«

Sie schaltete schnell. »Und Ihr Kreuz?«

»Vielleicht können wir dadurch den Rückweg schaffen.«

»Dann versuchen wir es doch.«

»Sie werden gehen, Modesty, ich aber bleibe.«

Fast hätte sie sich an ihrem eigenen Atem verschluckt. »Sie wollen freiwillig in dieser grauenvollen Umgebung bleiben? Aber... aber das verstehe ich nicht. Haben Sie denn einen Grund?«

»Den habe ich in der Tat. Ich möchte das Geheimnis von Brigadoon lösen. Das ist alles.«

»Tut mir leid, John«, erwiderte sie voller Überzeugung, »aber dafür habe ich kein Verständnis. Alles was recht ist, für so etwas kann ich mich nicht begeistern. Sie haben doch gesagt, dass Brigadoon alle hundert Jahre erscheint. Sollen sich die Menschen

dann doch darum kümmern. Vielleicht gibt es dann Leute, die besser zurechtkommen als wir jetzt.«

»Das sehe ich allein aus Berufsgründen anders. Ich weiß nicht, was noch geschieht. Es könnte ja sein, dass Menschen in Gefahr geraten, und dagegen möchte ich einschreiten.«

Sie senkte den Kopf und nickte dabei. »Ja, Sie haben recht, John. Ich dachte wieder wie früher.«

»Nein, das war schon okay. Zudem interessiert mich dieses Mädchen, das damals ermordet wurde. Es muss eine Schlüsselrolle in diesem Fall spielen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Welche denn?«

»Wenn ich das wüsste. Dabei habe ich das Kreuz mit den vier Totenschädeln zerstört.«

»Das haben Sie geschafft?«

»Durch mein Kreuz.«

»Und warum?«

»Weil unter dem Kreuz das Grab des Mädchens gelegen hat. Nicht dort, wo Sie den Totengräber gesehen haben. Man hat diese Angela außerhalb des Friedhofs beerdigt und sicherlich nicht ohne Grund.«

»Ich hätte trotzdem Angst«, sagte Modesty.

»Das habe ich auch.«

»Ob Angela hier noch herumspukt?« fragte mich Modesty.

»Davon können wir ausgehen. Wenn nicht sie, dann vielleicht ihr Geist. Unter Umständen hat sie sich auch dorthin zurückgezogen, wo sie auch hergekommen ist.«

»Meinen Sie die Burg?«

»Genau.«

Wir warfen beide einen Blick dorthin. Eine Entfernung war schlecht zu schätzen, das Gemäuer konnte sehr nah sein, aber auch sehr weit weg. Das seltsame Licht verzerrte die Perspektiven ein wenig.

»Fast reizt es mich ja, der Burg einen Besuch abzustatten«, meinte Modesty.

»Kommt gar nicht in Frage. Wir werden losgehen, und ich versuche, Sie aus dieser Dimension herauszubekommen.«

»Wenn ich gewusst hätte, was Sie vorhaben, John, dann hätte ich niemals zugestimmt. Irgendwie fühle ich mich...« Sie stockte mitten im Satz, überraschte mich damit, und fragte: »Was ist los?«

»Da, schauen Sie mal!«

Ich folgte ihrem ausgestreckten Arm, der in Richtung Friedhof wies. Jetzt sah ich es auch. Nicht nur ein Grabstein, sondern mehrere begannen zu wackeln. Lautlos bewegten sie sich im Erdreich. Mir kam es vor, als würden sie makabren Tanz aufführen.

Der Friedhof der Verfluchten gab sein Geheimnis preis. Modesty Blaine sprach dies mit anderen Worten aus, wobei sie den Nagel auf den Kopf traf. »Die Toten steigen aus den Gräbern«, hauchte sie. »Mein Gott, das ist das Ende...«

Das Ende war es zwar nicht, dennoch, die Gefahr wuchs ins Unermessliche. Und es war nicht nur ein Grabstein, der schwankte, sondern gleich fünf, sechs und mehr.

Sie würden kommen. Die lebenden Toten.

Der Friedhof der Verfluchten machte seinem Namen alle Ehre, wenn er die schaurigen Gestalten aus dem Erdinnern ausspie.

»Oh Gott!« flüsterte Modesty, »was machen wir denn jetzt?«

Sie bekam von mir keine Antwort. Ich musste erst nachschauen, ob es irgendeinen Weg gab. Um an das andere Ende dieser Dimension zu gelangen, mussten wir über den unheimlichen Totenacker. Das schafften wir nicht mehr - oder?

»Kommen Sie, John, wir müssen es riskieren, bevor sie aus den Gräbern steigen.«

Modesty Blaine war optimistischer als ich. Das konnte sie auch sein, denn sie hatte noch keiner Zombie-Invasion

gegenübergestanden. Aber ich. Gleich bei meinem ersten Fall hatten mich lebende Leichen erwischt. Damals stiegen die Toten auch aus den Gräbern. Ein Dorffriedhof wurde entleert, und die lebenden Leichen überfielen Frauen, Kinder und Männer.[\[4\]](#)

Der Gedanke an diesen meinen ersten richtigen Fall war nur kurz. Ich konzentrierte mich wieder auf den vor uns liegenden Friedhof. Da kippte der erste Grabstein! Es gab ein klatschendes Geräusch, als er auf die weiche Erde fiel und liegen blieb. Ganz in unserer Nähe war dies geschehen. Ich drückte Modesty meine Beretta in die Hand und nahm selbst den Dolch.

»Wo wollen Sie hin?«

»Kommen Sie mit, Mädchen.«

Modesty wollte ich nicht allein lassen. Geschossen und auch getroffen hatte sie bereits, ich hoffte, dass sie es auch schaffen würde, wenn ihr abermals keine andere Wahl mehr blieb.

Es dauerte nicht lange, als wir das Grab erreicht hatten, wo der Stein gekippt war. Er lag auf der Seite. Seine linke, untere Kante stach spitz hervor.

Und die Erde bewegte sich.

Laub lag auf dem Grab. Es raschelte, als plötzlich zwei Hände aus dem Boden fuhren, die nur noch aus bleichen, leicht bläulich schimmernden Knochen bestanden.

Ich hörte Modesty alte Kindergebete flüstern. Sie musste wieder große Angst haben. Auch auf meinen Rücken hatte sich ein Schauer gelegt, denn die Szene vor uns war entsetzlich.

Nicht nur die Knochenarme streckten sich mir entgegen, sondern auch ein grauenhaftes Gesicht schimmerte am Grabkopf durch das braune Blätterwerk. Ein Gesicht mit Hautfetzen!

Ich stieß zu. Den Dolch rammte ich nicht durch das Gesicht, sondern tiefer in das Laub hinein. Dicht darunter musste sich die Brust der lebenden Leiche befinden.

Widerstand spürte ich nur kurz. Irgendwo glitt die Klinge ab, dann glaubte ich ein Leuchten zu sehen, und einen Moment später bildeten sich aus blanken Fingern knöcherne Fäuste, das Gesicht sowie der Kopf zerfielen, und die Reste des Zombies rutschten wieder in die Tiefe. Schnell schraubte ich mich hoch. Es hatte nur Sekunden gedauert, und trotzdem war es in dieser Zeit den anderen Zombies gelungen, mehrere Grabsteine umzukippen. Alle befanden sich jetzt in Bewegung, kein Stein stand auf diesem alten Friedhof mehr auf seinem Platz. Die Hölle öffnete ihre Pforten. Auch neben uns. Fast wäre Modesty der Stein noch auf den Fuß gefallen. Er war von zwei großen Händen hochgewuchtet worden, und das Mädchen schrie auf, als es die Gestalt sah, die da aus dem kühlen Erdreich kletterte.

»Das ist sie!« kreischte Modesty.

»Wer?«

»Die Frau, die Angela mit erschlagen hat. Dieses knochige Weib, das ich gesehen habe. Aber die muss tot sein!«

Nein, sie war nicht tot. Grauenhaftes spielte sich ab, denn der Körper dieses weiblichen Zombies zeigte eine Wunde, die wahrscheinlich von einem Schwerthieb stammte, links oben an der Schulter begann und sich bis zur Hüfte hinzog. Und doch lebte sie.

Würmer und Käfer krochen über ihr Gesicht, das Haar war schmutzig, ineinander verklebt, es bildete dicke Strähnen, und aus dem offenen Mund krabbelte eine Spinne.

Gab es einen noch schlimmeren Horror?

Modesty Blaine schüttelte den Kopf. Sie trat einen Schritt zurück, streckte jedoch den rechten Arm mit der Beretta vor und drückte ab. Aus dieser Entfernung konnte sie nicht verfehlen. Zwar traf sie nicht Kopf oder Brust des schaurigen Wesens, sondern nur die Schulter, aber dies reichte, denn die Kugel bestand nicht nur aus Silber, sie war zudem geweiht, für einen Zombie absolut tödlich.

Die Bestie wurde herumgewirbelt. Sie besaß plötzlich keinen Halt

mehr, denn der Zerstörungsprozess setzte sich in rasender Eile fort und erreichte ihren gesamten Körper. Noch einmal hob sie die langen Arme, bevor sie zusammenbrach und auf ihrem Grab liegen blieb. Eine Hand klatschte noch auf den Stein, als wäre er ein letzter Rettungsanker.

»Gut gemacht!« lobte ich Modesty.

Sie aber schüttelte den Kopf. »Nein, nein, John, das schaffen wir nicht. Wirklich... es... sind zu viele...«

Da hatte sie recht.

Aus allen Gräbern waren die Toten gekommen. Nicht nur die Hände und Arme bekamen wir zu sehen, nein, die gesamten Körper stiegen hervor, um dem alten Fluch zu gehorchen.

Die Verfluchten des Totenackers wollten ihre Rache.. Brigadoon lüftete sein schreckliches Geheimnis.

Konnte ich mir auch daran die Schuld geben. Trotz der verzweifelten Lage, in der wir uns befanden, grübelte ich darüber nach. Wenn ich die Zeitebenen durch mein Kreuz nicht verschoben hätte, wäre es dazu vielleicht nicht gekommen.

Nein, das waren falsche Gedanken. Dadurch durfte ich mich nicht ablenken lassen, keine quälenden Selbstvorwürfe, sie hätten Modesty und mir nur geschadet. Wichtig war, dass wir etwas unternahmen. Die Chancen standen schlecht. Ich war ehrlich genug, dies zuzugeben. Vielleicht hätte ich mir allein den Weg freigeschossen, aber in den Gräbern hatten zu viele Zombies gelegen, die sich auf dem Friedhof der Verfluchten versammelt hatten. Schoss ich da eine Gasse hinein, würden andere sofort nachrücken, denn die Wesen standen dicht an dicht, und meine Munition reichte nicht ewig.

Was blieb? Nur die Flucht. Nicht die Flucht nach vorn, sondern die zurück. Noch hatten wir uns nicht um das Dorf gekümmert und um die dahinterliegende Burg. Modesty Blaine hatte dort hingewollt, okay, diesen Wunsch konnte ich ihr erfüllen.

»Sehen Sie eine Chance, John?« Ihre Stimme unterbrach meine Gedanken.

»Ja, wir müssen zur Burg.«

»Aber wenn sie dort...«

»Nein, ich glaube nicht, dass die Zombies da auch lauern werden. Die haben hier auf dem Friedhof ihren Platz gehabt, und dabei wird es auch bleiben.«

Ihrem gequälten Gesichtsausdruck merkte ich an, dass meine Worte sie nicht hatten überzeugen können, aber wir konnten nicht ewig hier bleiben, sondern mussten etwas tun.

Bevor wir gingen, nahm ich das Bild des Friedhofs noch einmal in mir auf. Es war schaurig.

Viel hatte ich schon gesehen, aber die lebenden Leichen, die zwischen den gekippten Grabsteinen auf ihren Gräbern standen, überboten alles. Eine kleine Armee aus halb verwesenen, schaurigen Gestalten. Manche skelettiert. Andere noch durchaus ansehnlich, wenn man das mal so im Vergleich sagen darf. Ihre Haut schimmerte stockig, war oft aufgedunsen, und alte Kleiderfetzen hingen daran, als wären sie festgeleimt.

Der Fluch der Grafen hatte seine Früchte getragen. Auf dem Friedhof der Verfluchten waren die Einwohner von Brigadoon begraben worden, um alle 100 Jahre wieder aus ihren Gräbern zu steigen. Oder beging ich da einen Denkfehler? Ja, die Stadt erschien alle 100 Jahre wieder, das Geschehene der Vergangenheit wiederholte sich, aber erst nachdem ich die Zeitbrücke eingerissen hatte, kamen sie aus ihren Gräbern, ansonsten hätten sie vielleicht für alle Ewigkeiten im feuchten Schoß der Erde vermodern können. Bis eventuell eines Tages jemand das gleiche tat wie ich, der aber dann nicht so vorbereitet war und sich unter Umständen ins Unglück gestürzt hätte. Deshalb war es besser, wenn man jetzt zu einem Ende kam und den Namen Brigadoon streichen konnte.

»John, es wird Zeit!« drängte Modesty.

Damit hatte sie recht. Die lebenden Toten begnügten sich nicht damit, vor und auf ihren Gräbern stehen zu bleiben, nein, sie setzten sich in Bewegung.

Und wieder wurde ich an meinen allerersten Fall erinnert. Die Leichen damals waren ebenfalls so gegangen. Schwerfällig, sich kaum auf den Füßen haltend und nur mit großer Mühe ihr Gleichgewicht bewahrend. Modesty Blaine packte meine Hand. Sie zog mich herum, denn sie hielt nichts mehr an diesem Ort des Schreckens.

Was würde uns in der Burg erwarten? Noch mehr Zombies? Ich hoffte, dass sich meine Annahme nicht bestätigte.

Der Weg, der zur Burg hoch führte, begann am Friedhof und teilte das Dorf. Man hatte ihn vor langer Zeit mit Steinen und Schotter bedeckt, das alles war erhalten. Die Unterlage war allerdings nicht besonders lauffreundlich.

Zudem war es nach den Geschehnissen mit Modestys Kondition nicht weit her. Schon nach wenigen hundert Yards bekam sie Atemschwierigkeiten und stolperte mehrmals.

Ich konnte sie nicht allein laufen lassen, sondern fasste sie an der Hand. Sie blieb wieder stehen und warf ihren Kopf in den Nacken. »John!« keuchte sie. »Ich habe Seitenstiche. Ich kann kaum noch mehr. Das... das hat mich fertiggemacht.«

Jedes Wort nahm ich ihr ab. Aber wir mussten weiter. »Reißen Sie sich noch einmal zusammen, Mädchen. Denken Sie daran, dass alles nicht so schlimm ist, als in die Gewalt dieser Zombies zu gelangen.«

»Ja, ja...«

In der Zwischenzeit hatte ich zurückschauen können. Die Zombies hatten sich dort gesammelt, wo der Weg begann. Die ersten waren stehen geblieben, die nachfolgenden jedoch stießen sie vor, so dass die an der Spitze fielen, einfach übertreten wurden und danach

wieder aufstanden, wobei sie sich sofort der Reihe der untoten Brüdern und Schwestern anschlossen.

Wir flüchteten weiter.

Erst jetzt merkte ich, dass das graue Licht doch täuschte. Es verzerrte die Perspektive so stark, dass die Entfernungen einfach nicht stimmten. Vom Friedhof aus hatte die Burg auf dem Hügel zum Greifen nahe ausgesehen. Dies stimmte nicht. Sie war weiter entfernt, als wir geglaubt hatten, und auch das Dorf.

Als wir schließlich die ersten Häuser erreichten, da stolperte Modesty Blaine nur noch. Hätte ich sie nicht gehalten, wäre sie längst liegengeblieben.

Wir mussten pausieren!

Auch ich bekam leichte Atemschwierigkeiten. Ich packte trotzdem das erschöpfte Mädchen unter beide Achseln und schleifte es in den Schatten eines baufälligen und verwinkelten Hauses zu, dessen Eingang uns wie ein gewaltiges Loch entgegengähnte. Dort ließen wir uns nieder. Einen raschen Blick warf ich die Straße zurück. Die Zombies gingen zum Glück langsam. Sie waren noch weit genug entfernt, so dass sich die Pause sicherlich auf fünf Minuten belaufen konnte.

»Laufen Sie ohne mich weiter«, keuchte Modesty. »Ich bin doch nur Ballast für Sie.«

»Mensch, halt den Mund!« fuhr ich sie an und gab ihr gleichzeitig eine Aufgabe mit auf den Weg. »Sie halten hier die Stellung, Mädchen. Ich schaue mich mal im Haus um.«

Sie erschrak. »Was wollen Sie da?«

»Nur durchsuchen, damit man auf Nummer Sicher gehen kann. Keine Panik, wir machen das schon.«

Davon war ich fest überzeugt, und ich schlüpfte im nächsten Augenblick durch das Türloch.

Früher hatte man niedriger gebaut. Ich musste den Kopf einziehen.

Zu sehen war kaum etwas, weil durch die schießschartenartigen Fenster kaum Licht fiel. Ich holte deshalb meine Bleistiftleuchte hervor und schaltete sie ein.

Dünn wie immer war der Lichtfinger, der die Düsternis durchschnitt. Er traf auf einige Lager, die sich um eine offene Feuerstelle gruppierten. Sogar Holzscheite waren vorhanden.

Als ich sie sah, kam mir eine Idee. Ein Korb stand ebenfalls in der Nähe der Feuerstelle, und ich begann damit, die einzelnen Holzscheite einzupacken.

Sie waren sehr handlich und knochentrocken. Die würden gut brennen. Als ich daran dachte, lächelte ich kalt, denn ich kannte die Angst der Zombies vor dem Feuer. Alle konnte ich wohl nicht vernichten, mir aber wenigstens Respekt verschaffen.

Innerhalb von Sekunden hatte ich den Korb gefüllt. Drückte meinen angewinkelten Arm unter den Griff und hörte schon die Stimme der jungen Frau.

»John, kommen Sie!«

»Bin schon da«, erwiderte ich und tauchte aus dem Eingang.

Modesty Blaine stand noch immer nahe der Hauswand. Sie deutete allerdings nach rechts und zeigte in die Richtung, aus der wir auch gekommen waren. Das Mädchen hatte sich einigermaßen erholt, es machte einen nicht mehr so abgekämpften Eindruck, dafür einen abgehetzten oder ängstlichen.

Das hatte seinen Grund. Die verfluchten Zombies waren doch schneller, als ich angenommen hatte. Eine gefährliche, grauenerregende Masse wälzte sich im fahlen grauen Licht auf die Stadt zu. Gestalten, die schlimmer waren, als man sich überhaupt vorstellen konnte. Vom Skelett, an dem noch Hautfetzen hingen, bis hin zur aufgedunsenen, widerlichen lebenden Leiche war praktisch alles vertreten. Der Friedhof der Verfluchten hatte seine Brut ausgespieen. Die Saat, die in der Vergangenheit gesät worden war,

ging in der Gegenwart voll auf, um uns zu vernichten.

Noch waren wir am Leben.

Modesty Blaine starrte auf den an meinem Arm hängenden Korb. Sie sah auch das Material darin, die Holzscheite und kurzen Äste, die ein Wirrwarr bildeten.

»Was wollen Sie damit?«

»Ich halte sie auf.«

Heftig bewegte sie ihren Kopf. »Nein, John, das geht doch nicht. Die lassen sich durch nichts aufhalten.«

Ich wandte ihr den Kopf zu. »Wirklich nicht?« fragte ich. Es musste wohl etwas in meinen Augen gelegen haben, das sie zurückzucken ließ, wobei es noch kalt über ihr Gesicht kroch, denn ich entdeckte auch die Gänsehaut. »Was glauben Sie, Modesty, was geschieht, wenn ich die Zombies mit Feuer angreife?«

»Versuchen Sie es, um Himmels willen«, erwiderte sie flüsternd und schaute den Angreifern entgegen.

Zombies können nicht denken. Ein Vorteil, den ich für mich verbuchte. Wären sie normale Menschen gewesen, so hätten sie sich sicherlich verteilt und wären auseinandergefächert, so aber blieben sie dicht zusammen und erweiterten meine Chance.

Ich blieb mitten auf der Straße stehen und stellte den Korb ab. Papier, um das Holz anzuzünden, besaß ich nicht. Deshalb opferte ich mein Taschentuch, schlug es auseinander, nahm das Feuerzeug, schnickte es an und hielt eine Taschentuchspitze gegen die Flamme, die an dem trockenen Stoff sofort hoch leckte.

Bevor sie meine Finger erreichen konnte, ließ ich das Tuch fallen. Es landete dort, wo es auch landen sollte. Genau im Korb. Innerlich drückte ich mir selbst die Daumen. Wie es Modesty Blaine erging, wusste ich nicht, da ich einfach nicht die Zeit besaß, ihr einen Blick zu gönnen.

Reichte die Flamme aus, um das Holz zum Brennen zu bringen? Ja,

die ersten Scheite dieses verdammt trockenen Holzes fingen knisternd Feuer. Zuerst spritzten glühende Teile hoch, erinnerten an kleine Raketen, dann brannte das Material, und dicker Rauch quoll zudem aus dem Korb.

Ich griff nach dem ersten Ast. Eine Feuerzunge leckte dabei über meinen Handrücken, brannte die Härchen weg, was mich in Anbetracht der Lage nicht weiter kümmerte.

Es war riskant, was ich da unternahm, doch es gab keinen anderen Weg. Ich packte den brennenden kleinen Ast und lief den Zombies noch entgegen, bis die Entfernung genau stimmte.

Wie eine sich überschlagende Fackel flog der Ast durch die Luft. Haargenau hatte ich auf die Zombies gehalten, ich konnte sie überhaupt nicht verfehlen.

Vor Feuer hatten sie Angst. Sie wollten auch weg, doch die lebenden Leichen waren in ihren Reaktionen viel zu langsam. Sie konnten nicht schnell genug eine Gasse bilden, und der brennende Ast traf genau. Es war ein Mann, den ich getroffen hatte. Weshalb er die Arme noch hochriss, konnte ich nicht sagen, auf jeden Fall griffen seinen Totenklauen zu und hielten den Ast fest, dessen lange Flamme an der Spitze hoch leckte, die Kleidungsreste erfasste und noch mehr Nahrung bekam.

Ich glaubte auch, einen Schrei zu hören, der Zombie wollte zurück, das schaffte er jedoch nicht, weil andere hinter ihm standen und den Weg versperrten. Sie drückten ihn wieder nach vorn. Er stolperte über seine eigenen Beine, während die Flammen gleichzeitig noch höher schlugen. Schwer fiel die brennende Gestalt hin.

Die beiden hinter ihm gehenden spürten plötzlich vor sich keinen Widerstand mehr, stolperten und landeten auf ihrem Artgenossen. Das war auch für sie das Aus, denn nun hatte das Feuer noch mehr Nachschub bekommen.

Ich hörte zwar kein Fauchen, aber die heißen Zungen verteilten sich

gedankenschnell. Das war der Moment, wo ich den nächsten Ast warf und bereits nach dem übernächsten griff.

Plötzlich stand auch Modesty an meiner Seite. Wir husteten beide, denn der Rauch drang in unseren Mund, ätzte die Atemwege, aber wir kämpften. Da flog Ast für Ast. Natürlich fehlten wir auch, nicht immer wurde ein Zombie getroffen, aber zumeist hatten wir doch das Glück der Tüchtigen. Die Untoten bekamen das, was ihnen zustand.

»John!« keuchte Modesty und taumelte zur Seite, getrieben vom einem Hustenanfall.

Ich musste ebenfalls weg, denn den Rest der brennenden Äste konnten wir nicht nehmen, zudem hatte der Korb bereits Feuer gefangen. Da knatterte und spritzte es, es flogen die Funken, und wir zogen uns so weit zurück, dass wir unsere Feinde aus einigermaßen sicherer Entfernung beobachten konnten.

Natürlich hatten wir nicht alle packen können. Die Hälfte allerdings, und das reichte uns für den Anfang. Die Zombies hatten es tatsächlich geschafft, sich gegenseitig in Brand zu setzen.

Die Phalanx der Untoten war aufgerissen, sie taumelten nach rechts und links weg, brennende Gestalten, die seltsam hohe Schreie ausstießen. Ein Klagegeheul der Zombies. Es schnitt uns durch Mark und Bein. Die meisten der nicht brennenden Wesen liefen im Kreis. Sie hatten keinen mehr, der sie anführte, und das war unsere Chance. Bevor sie sich wieder gesammelt hatten, konnten wir die Burg schon erreicht haben.

So jedenfalls dachte ich und sagte es auch Modesty Blaine. Sie hatte ein Gegenargument. Hastig stieß sie hervor: »Was machen wir denn, wenn wir in der Burg sind? Die ist doch wie ein Gefängnis. Wir können nicht hinaus, und die anderen werden draußen warten. Die haben Zeit, eine Ewigkeit lang.«

»Da habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden«, erwiderte ich. »So einfach mache ich es unseren Freunden nicht, darauf kannst du

dich verlassen. In der Burg können wir uns verstecken, vielleicht finden wir auch noch Waffen.« Ich lächelte zuversichtlich, denn mit Pessimismus hätte ich nichts erreichen können. Modesty hatte sowieso schon mehr durchgemacht, als ein normaler Mensch verkraften konnte.

»Sie sind der Boss«, sagte sie mehr schluchzend als lachend. Ich fasste sie wieder an der Hand. Unser Blick traf die Burg. Sie lag auf dem Hügel. Nichts wies daraufhin, dass jemand in ihr wohnte. Das Gemäuer war dunkel und im Grau des seltsamen Lichtes dennoch deutlich zu erkennen. Ihre Konturen stachen scharf ab. Besonders fiel der Turm auf, der mich an ein düsteres Merkmal erinnerte, mit dem man früher die Feinde abschrecken wollte.

Wie vorhin zog ich Modesty kurzerhand mit. Sie hatte auch keine Einwände und lief hinter mir her. Besser wurde die Strecke nicht. Dafür stieg sie an, was als zusätzlich erschwerend für uns hinzukam. Mit Modestys Kondition war es nicht weit her, ihre Füße schleiften über den Boden, sie kickte mit den Spitzen die Steine vor sich her, stolperte manchmal mehr, als sie ging, aber sie hielt sich tapfer. Ohne Pause konnten wir nicht weiterlaufen. Wir mussten verschnaufen, und blieben auf halbem Wege stehen.

Ein Blick zurück!

Die verdammte Brut hatte nicht aufgegeben. Soeben verbrannten die letzten Gestalten. Sie lagen am Boden, während die Flammen immer tiefer sanken und schließlich ganz verlöschten. Die anderen, noch »lebenden«, stolperten über die Reste, hatten die Richtung beibehalten und machten sich daran, uns zu verfolgen.

»Die kommen zum Schloss!« flüsterte Modesty.

»Das war nicht anders zu erwarten«, erwiderte ich. »Sind Sie wieder in Ordnung?«

»So einigermmaßen.« Ihr Atem ging schwer. Beide waren wir nassgeschwitzt, aber es ging um unser Leben, und da entwickelt der

Mensch oft unwahrscheinliche Kräfte und Energien.

Ich dachte nicht nur an unsere momentane Situation, sondern auch weiter. Diese geheimnisvolle Angela spukte mir im Kopf herum. Sie hatten wir noch nicht in der Gegenwart zu Gesicht bekommen, unter den lebenden Leichen jedenfalls hatte sie sich nicht befunden. Meiner Ansicht nach musste sie eine Schlüsselrolle spielen, und vielleicht fanden wir sie im Turm.

Der Rest des Weges wurde noch steiler. Besonders kurz vor dem Schloss stieg das Gelände sehr stark an. Ich hatte Modesty vorgehen lassen. Wenn sie nach hinten kippte, dies passierte leider öfter als einmal, war ich sofort zur Stelle und stützte sie ab. Dabei kam mir in den Sinn, dass es auch die Zombies schwer haben würden, den Weg zu erklimmen, wo sie sowieso schon Mühe genug besaßen, sich überhaupt auf den Beinen zu halten.

Kurz vor der Schlossmauer lief der Weg dann fast waagrecht weiter, und wir konnten aufatmen.

Allerdings rannten wir nicht blindlings los, sondern waren sehr vorsichtig. Modesty hielt meine Beretta, ich stand ebenfalls unter Spannung, rechnete mit einem Angriff, aber irgendwelche Feinde lauerten nicht auf uns. Wenigstens keine sichtbaren.

Das Tor mochte vielleicht früher einmal stabil gewesen sein. Jetzt nicht mehr. Fauliges Holz, zum Teil zerstört. Zudem hing die Tür nur an einer Seite in den armgroßen Angeln. Trotzdem hatte ich Mühe, das Tor aufzustößen, denn sein Gewicht war geblieben.

Nach den Zombies schauten wir uns nicht mehr um, als wir den Burghof betraten. Ich hatte die Spitze übernommen, das Mädchen schlich dicht hinter mir. Der heiße Atem streifte meinen Nacken. Modesty war noch immer sehr aufgeregt.

Von der Größe des Burghofs war ich überrascht. Von unten hatte das alte Schloss gar nicht so riesig gewirkt.

Die Gebäude waren nicht verfallen. Zwar sahen sie alt aus, der

Zahn der Zeit hatte auch an ihnen genagt, doch die Mauern wirkten so, als wären sie auch heute noch in der Lage, einem Angriff zu trotzen. Die Ställe und Gesindebauten interessierten mich nicht. Eigentlich auch nicht der hohe Turm, sondern mein Blick wurde von einem kleinen Bau angezogen, der an der Vorderseite einen schmalen Turm besaß.

Eine Kapelle. Und dort hatte ich einen Lichtschein gesehen. Für einen winzigen Moment nur, aber er war da gewesen, auch Modesty hatte ihn bemerkt, denn sie sprach mich darauf an.

»Da ist jemand,« hauchte sie. Modesty klammerte sich an meiner Schulter fest. »Ob diese Angela in der Kapelle steckt?«

»Wir werden nachsehen.«

Ich hörte ihren scharfen Atem. Wahrscheinlich wollte sie etwas erwidern, doch sie schwieg. Allerdings ließ sie mich nicht los, als wir auf die Kapelle zuschritten.

Ich hatte es nicht sehr eilig. Im Schatten des Burgturms gingen wir vorbei, ließen auch die Wirtschaftsgebäude rechts liegen und erreichten eine lange Steinplatte, die vor dem Eingang der Kapelle lag. Nach ihr begann die Tür. Sie bestand aus dunklem schmucklosem Holz, besaß eine große Klinke und war verschlossen.

Als ich stärker dagegen drückte, erwies es sich als Irrtum. Wir konnten die Kapelle betreten.

Stille umgab uns. Aber nicht die Dunkelheit wie draußen. Zwei Fackeln steckten in eisernen Ständern, die hinter den verfallenen Bänken standen und weit weg von dem kleinen leergeräumten Altar. Die Fackeln leuchteten nicht nur einen Teil der Kirche aus, sondern auch einen offenen Steinsarg, in dem eine bleiche Gestalt lag. Und neben dem Sarg stand eine blondhaarige Gestalt. Angela. Wir hatten sie gefunden! Sollte ich endlich sagen? Ja, denn sie konnte wahrscheinlich das Rätsel dieser seltsamen Burg lüften. Es war so still, dass ich das Knirschen unserer Schritte als störend empfand.

Man wagte kaum zu atmen. Es gab keine Andacht im Innern der Kapelle, ich empfand die Stille als beklemmend. War diese kleine Kirche dem Bösen geweiht?

Hoffentlich konnte mir das Mädchen darauf eine Antwort geben. Es stand neben dem Sarg, und sein Gesicht erinnerte mich dabei an eine ausdrucksvolle Maske.

Ja, obwohl es diese Starrheit zeigte, erkannte ich doch einen gewissen Ausdruck darin. Wenn ich mir vorstellte, dass dieses Mädchen schon einmal begraben gewesen war und jetzt wie ein Denkmal an dem offenen Sarg stand, wurde mir ganz anders.

Modesty Blaine sprach genau das aus, was ich dachte. »Die hält Totenwache«, hauchte sie.

»Mal sehen.« Ich blieb stehen, da ich den Sarg fast erreicht hatte.

Modesty tat es mir nach. Einen Schritt hinter mir hielt sie sich auf, und ich wartete darauf, dass Angela etwas sagen würde.

Sie schwieg.

Mein Blick wanderte deshalb von ihrem Gesicht weg und senkte sich nach unten. Ich schaute in den Sarg und sah dort den Mann liegen. Das musste der Graf sein.

Ein Dracula-Typ hätte in diese gesamte Szenerie gepasst. Das war jedoch nicht der Fall. Der Graf hatte so wenig Ähnlichkeit mit Dracula wie ich. Er war ziemlich klein, dabei rundlich gebaut, und sein Gesicht erinnerte mich an einen eingeschrumpelten Apfel. Dieser im Sarg liegende Mann hatte nichts Herrschendes oder Gräfliches an sich, nein, er entsprach nun ganz und gar nicht den Vorstellungen, die man sich von einem Despoten machte.

Und dennoch strahlte er eine gewisse Gefahr ab. Allein die Tatsache, dass wir nicht feststellen konnten, ob er tot oder lebendig war, gefiel mir überhaupt nicht. Er lag zwar regungslos, doch ich hatte das Gefühl, als würde er jeden Moment aus seinem Sarg steigen.

Er trug kein Totenhemd, sondern seine normale Kleidung. Die Beinkleider wirkten wie die modernen Pumphosen der Frauen. Er trug dunkle Strümpfe und schon Schnallenschuhe. Über seiner Brust lag ein lederner Panzer, und in der Scheide an seinem Gürtel sah ich einen Degenriff hervorragen.

Wie fahl und blass dagegen wirkte Angela in ihrem langen, blutbefleckten Totenhemd, das noch den Schmutz des Grabes zeigte. Fast zerbrechlich kam sie mir vor, doch ich hütete mich, sie zu unterschätzen. In ihren schmalen Händen konnte die Kraft der Hölle stecken. Ich wusste nicht, ob wir die ersten waren, die nach langer Zeit diese seltsame Kapelle betreten hatten, auf jeden Fall zeigte Angela keinerlei Überraschung. Sie wollte uns einfach nicht zur Kenntnis nehmen. Mir aber brannten einige wichtige Fragen auf der Zunge, die ich unbedingt stellen musste.

»Was tust du hier an seinem Sarg?« fragte ich sie.

Eigentlich hatte ich nicht damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen, sie gab sie mir. »Ich halte Totenwache.«

»Für deinen Vater?«

»Ja.«

»Ist er denn tot?«

»Er starb, nachdem er den Fluch ausgesprochen hatte.«

»Und er ist nicht vergangen?«

»Nein, in dieser Stadt vergeht keiner, denn alle sind verflucht, wie auch ich. Für einen Tag und eine Nacht kommen wir alle hundert Jahre wieder, bevor wir abermals im Mahlstrom der Zeiten verschwinden, um dort auf der Lauer zu liegen.«

»Und was geschieht mit den Menschen, die diese Stadt betreten, wie wir zum Beispiel?«

»Sie werden getötet.«

Das hatte ich mir gedacht. Aber an uns hatten sich die Zombies bisher die Zähne ausgebissen. »Wann wird der Fluch aufgehoben?«

wollte ich von der Untoten wissen.

»Nie!«

»Das gibt es nicht!« stieß ich hervor. »Ich kenne zahlreiche Flüche, und ich weiß, dass sie irgendwann einmal aufgehoben werden müssen. Kein Fluch dauert ewig. Es muss ein bestimmtes Ereignis eintreten, um ihn zu beenden. Warum sollte das hier anders sein?«

»Es ist aber so!«

»John, dann sind wir verloren«, wisperte Modesty Blaine. »Wir haben keine Chance und werden mit der Stadt verschwinden, um in hundert Jahren wieder zu erscheinen.«

Nein, so einfach wollte ich mir das nicht machen. Ich nahm es dieser Angela nicht ab. Sie war der Dreh- und Angelpunkt. Mit ihr hatte es begonnen, mit ihr würde es enden.

»Und wenn ich dich töte?« sprach ich sie direkt an.

»Ich bin unsterblich!«

»Das wollen wir doch mal sehen.« Ich zeigte ihr mein Kreuz. Für einen Moment glaubte ich, Angst auf ihrem Gesicht zu lesen. Es konnte allerdings auch der Widerschein des Kerzenlichts gewesen sein, der über ihre Züge geisterte.

»Mit diesem Kreuz wird es mir gelingen, den unheimlichen Zauber der Stadt zu vernichten«, sprach ich sie an. »Du kannst dich nicht wehren, das ist nicht möglich. Ihr seid von einem dämonischen Fluch besessen, der die Macht des Guten zerstören wird. Brigadoon darf nicht mehr erscheinen.«

»Ich habe keine Angst vor dem Kreuz«, erwiderte sie. »Wir befinden uns in der Schlosskapelle, an dem Ort, wo ich jeden Tag gebetet habe, bis die Mörder kamen. Ich bin mit dem Kreuz aufgewachsen, es bereitet mir keine Furcht.«

»Aber auf deinem Grab stand das Kreuz mit den Totenschädeln. Das habe ich bereits zerstört, deshalb bin ich mir nicht sicher, ob deine Worte auch stimmen. Zudem sind wir nicht allein. Die Brut der

Verfluchten hat sich auf den Weg gemacht, um dieses Schloss zu besetzen. Sie werden auch vor dir nicht halt machen.«

Zum erstenmal lachte Angela.

»Ich kann sie stoppen!« behauptete sie. »Kein Zombie wird sich in meine Nähe wagen. Jeder von ihnen weiß, welche Schuld er auf sich geladen hat, und sie wissen auch, dass ich zu ihnen gehöre. Sie hätten sich längst meinen toten Vater holen können, das habe ich nicht zugelassen, aber sie kommen alle hundert Jahre auf dieses Schloss, um mich um Verzeihung zu bitten. Denn ich bin ihre Herrin und führe sie in Wirklichkeit an. Ich bin die Königin der Zombies. Die Herrin dieser Burg und von Brigadoon!«

Diese Eröffnung überraschte mich. Ich hatte gedacht, dass Angela eine Feindin der lebenden Toten wäre. Ein Irrtum, wie sich jetzt herausstellte. Sie selbst war ein Zombie, und sie hatte die Führung über die lebenden Leichen übernommen.

Königin der Zombies, hatte sie uns gesagt. Zwar ein wenig übertrieben, aber im Prinzip hatte sie recht. In ihrem Bereich war sie die Königin.

»Sie werden kommen, um ihr zu huldigen.« Modesty Blaine sprach die Worte. Ich dachte darüber nach und musste zugeben, dass sie recht damit gehabt hatte.

Über ihre Mörder hatte sie die Herrschaft übernommen. Sie stand ihnen vor.

Eine Überraschung fürwahr. Sogar eine so außergewöhnliche, dass ich nichts unternahm, als Angela uns einfach stehen ließ und zur Tür der Kapelle schritt.

Modesty Blaine machte einen zögernden Schritt, hob den rechten Arm und zielte mit der Beretta auf ihren Rücken.

»Nein, nicht«, sagte ich.

»Weshalb nicht?«

»Weil ich etwas sehen möchte. Ich will wissen, ob sie uns

angelogen hat oder nicht.«

»Und wenn?«

»Werde ich sie mir vornehmen«, gab ich zurück.

Wir warteten beide ab, bis Angela die kleine Kapelle verlassen hatte. Noch ungefähr eine halben Minute gab ich zu, bevor ich Modesty zunickte. Die junge Frau verstand. Mit mir zusammen setzte sie sich in Bewegung.

»Sie allein hält den Fluch noch aufrecht«, murmelte Modesty. »Nur Angela. Sie will gar nicht, dass er aufgehoben wird, denn es ist ihre Rache.«

»Da haben Sie genau ins Schwarze getroffen«, stellte ich fest.

»Und was sollen wir jetzt machen?«

Meine Hand lag bereits auf der Klinke. Nur drückte ich sie noch nicht nach unten. »Das weiß ich noch nicht. Auf jeden Fall lasse ich Angela nicht aus den Augen, denn mit ihr steht und fällt Brigadoon.«

Nach diesen Worten öffnete ich die Tür. Freie Sicht auf den Burghof. Modesty Blaine umriss mit nur zwei Worten die Situation.

»Mein Gott!«

Sie hatte recht. Es war schaurig, und ich hätte auch nicht anders reagiert.

Alle Zombies hatten den Burghof erreicht. Sie standen so, dass sie zur Kapelle schauen konnten. Vor diesem Halbkreis aus untoten Leibern hielt sich Angela, ihre Königin, auf.

Ein gespenstisches Bild. Kein Horrorfilm hätte es echter nachzeichnen können. Im grauen Licht der Stadt diese Gestalten zu sehen, war schon erschreckend. Sie standen nicht still, sondern kamen mir vor, als würde der Wind gegen ihre Rücken wehen und sie leicht nach vorn drücken, so dass sie Schwierigkeiten hatten, ihr Gleichgewicht zu bewahren. Von ihren Gesichtern war nicht allzu viel zu erkennen, sie waren nicht mehr als schimmernde, weiße Flecken.

Und sie griffen Angela nicht an. Sie gehörte tatsächlich zu ihnen, war ihre Königin. Angela führte die Brut der Verfluchten an!

Auch ich, der ich viel gewohnt war, hatte Mühe, mein Entsetzen zu unterdrücken.

Modesty Blaine aber begann zu zittern. Sie hatte die Zombies nie so nahe gesehen, und sie wusste, dass Angela ihnen gar keinen Befehl zu geben brauchte, die Untoten würden sich von allein auf den Weg machen, um uns zu töten.

»John, wir müssen fliehen!«

Ich lachte. »Okay, aber können Sie mir sagen, wohin wir laufen sollen, Mädchen? Nein, wir sitzen in einer Falle, daran geht kein Weg vorbei.«

»Wollen Sie sich denn umbringen lassen?«

»Das nicht, aber wir müssen es auskämpfen.«

»Es sind zu viele, und wir haben kein Feuer mehr, wie vorhin auf dem Weg!«

»Behalten Sie nur die Beretta, Modesty, alles andere übernehme ich. Ich werde versuchen, mir Angela zu schnappen...«

»Und dann?«

»Raten Sie mal!«

Wir hörten ihr leises Lachen. Kehlig drang es aus ihrem Mund. Angela war sich ihrer Lage voll bewusst. Ihr standen mindestens zwanzig lebende Leichen zur Seite, die sie in ihrem Kampf gegen uns unterstützen konnten.

»Ich habe Ihnen Beute versprochen«, rief sie, dass es laut über den Burghof schallte. »Sie sollen die Beute bekommen und euch hier auf dem Hof oder in der entweihten Kapelle töten. Greift an!«

Das war ein Befehl, und er wurde von jedem Zombie befolgt!

Modesty Blaine schoss! Sie hatte die Nerven verloren und hielt in die lebenden Leichen hinein. Schräg hinter mir stach fahl die Mündungsflamme aus dem Lauf, doch ich sah keinen Zombie fallen.

Modesty hatte in ihrer Aufregung danebengeschossen. Hastig drehte ich mich um. »Gehen Sie zurück. Bleiben Sie in Deckung hinter der Tür.«

»Und Sie?«

»Ich werde meinen Weg gehen, und schießen Sie nur, wenn Sie auch sicher sind, dass Sie treffen!«

»John, Sie rennen in Ihr Unglück...«

Ich hörte nicht mehr auf Modesty, sondern setzte mich in Bewegung. Allein ging ich den Untoten entgegen. Ohne Beretta - aber mit dem Kreuz in der linken Hand und auch meinem Bumerang, denn auf ihn setzte ich große Hoffnungen.

Die Zombies fingen es schlau an. Kaum hatte Angela ihren Befehl gegeben, da zogen sie den Kreis so eng, dass die Anführerin durch ihre seelenlosen Leiber gedeckt wurde.

Hinter mir hörte ich das Knarren der Tür. Modesty nahm jetzt Deckung. Das beruhigte mich. Da ich sie nicht in der unmittelbaren Gefahrenzone wusste, konnte ich mich voll und ganz auf meine Gegner konzentrieren. Angela war im Augenblick nicht zu sehen. Die Zombies deckten sie gut ab. Andere kamen von zwei Seiten auf mich zu. Sie wollten mich in die Zange nehmen.

Ich konnte wählen. Kümmerte ich mich zuerst um die rechten oder die linken.

Nein, ich nahm mir die vor, die auch Angela abdeckten. Seltsam, aber ich war in diesen gefährlichen Momenten kalt bis ins Mark. Ich wusste, was auf dem Spiel stand. Wenn ich es jetzt nicht schaffte, Angela zu vernichten, würde Brigadoon immer fortbestehen, von Modestys und meinem Tod mal ganz abgesehen.

Zweimal peitschte kurz hintereinander ein Schuss auf. Das Klatschen der Kugeln in einen untoten Leib vernahm ich nicht, aber ich sah sie fallen. Modesty hatte gut getroffen, vor mir sanken zwei lebende Leichen zu Boden, und für die Länge eines Herzschlags

öffnete sich der Kreis. Er gab mir einen Blick auf Angela frei, bevor andere Zombies hinzukamen und den Kreis wieder schlossen.

Die Zeit war zu kurz gewesen. Ich hätte gern den Bumerang geschleudert und hatte mich auch schon vorgeworfen, als ich die Gesichter der wandelnden Leichen in einer Armlänge Entfernung vor mir sah.

Die Distanz reichte für mein Kreuz.

Die linke Hand stieß ich vor. Es war ein harter, gezielter Stoß, und er traf genau diesen fahlen, sich vor mir bewegenden Gesichtsfleck des Unholds. Weich war der Widerstand. Und dann spürte ich ihn überhaupt nicht mehr, weil überhaupt kein Gesicht vorhanden war. Das Kreuz hatte es zerstört.

Den Torso räumte ich mit einem Fußtritt zur Seite. Dann musste ich mich schnell drehen, denn von der rechten Seite kam der nächste Angreifer. Er ließ sich kurzerhand gegen mich fallen, das war sein Verderben. Bevor die kalte Totenklaue meinen Körper umklammern konnte, hatte ich den Untoten schon zerstört.

Plötzlich merkten die anderen, welch eine Aura das Kruzifix verströmte. Sie, die seelenlosen Geschöpfe, die eigentlich nichts aufhalten konnte, ließen ihre Anführerin im Stich und wichen immer weiter zurück, so dass ich nachstoßen konnte. Angela sollte mir nicht entkommen. Wir sahen uns jetzt.

Zum erstenmal erlebte ich, dass auch die selbsternannte Königin der Zombies Angst hatte, denn sie wich immer weiter zurück und gelangte bereits in den Schatten der Burgmauer.

Rechts und links von mir bemerkte ich aus den Augenwinkeln die Schatten der untoten Gestalten. Sie selbst warfen zwar keinen Schatten, aber sie kamen mir schattenhaft vor, da sie sich dauernd in Bewegung befanden.

Ich wollte Angela packen. Sie, die den Fluch fortsetzte, damit er die Ewigkeiten überdauerte.

Hinter mir krachten wieder Schüsse, ich hörte Modestys Schreie und wusste, dass es höchste Zeit wurde, denn die lebenden Leichen hatten sich die junge Frau als Opfer ausgesucht, da ich für sie nicht mehr erreichbar war.

»Angela!« schrie ich.

Sie hörte nicht oder wollte mich nicht hören. Sie duckte sich zusammen, um nach links wegzutauchen, aber da hatte sie sich geschnitten. Meinem Bumerang würde sie auf keinen Fall entkommen. Ich holte aus, zielte genau und schleuderte ihn diesmal nicht waagrecht, sondern schräg. Er würde von oben nach unten kommen. Wie ein Fallbeil!

Er verließ meine Hand. Ich glaubte sogar ein Pfeifen zu hören, als ich ihn auf die Reise schickte.

Die Distanz war lächerlich. All meine Gedanken hatte ich auf den Bumerang konzentriert, er sollte sein Ziel finden, und er fand es. Angela kam nicht mehr weg. Zudem machte sie den Fehler und schaute noch auf. So traf die silberne »Banane« nicht ihren Nacken, sondern die Vorderseite des Halses, wobei der Fallbeil-Effekt augenblicklich eintrat. Die magische Waffe zerstörte Brigadoons Hüterin. Obwohl sie es nicht wahrhaben wollte, denn sie lief noch einige torkelnde Schritte ohne Kopf weiter, bis sie gegen die Mauer prallte, wieder herumgewirbelt wurde, mir ihr kopfloses Vorderteil zuwandte und schließlich zusammenbrach. Angela existierte nicht mehr.

Ich aber schaute zurück. Modesty Blaine stand vor der Tür. Den rechten Arm mit der Beretta hielt sie vorgestreckt. Zwei Zombies lagen vor ihren Füßen und waren dabei, sich aufzulösen.

Andere erstarrten in ihren Haltungen. Die Gestalten begannen auf einmal zu flimmern, und im nächsten Augenblick waren sie nicht mehr zu sehen. Aber nicht nur sie, auch die Kapelle, die Wirtschaftsgebäude der Burg, der Turm, die Mauer...

Brigadoon löste sich auf. Ein schrecklicher Fluch war endgültig und für alle Zeiten gelöscht worden...

Ich stand da wie ein Denkmal. Hielt das Kreuz in der Hand und schaute zu Modesty Blaine hinüber.

Auf einmal spürte ich den Wind, der in mein Gesicht blies, hob den Kopf, sah einen dunklen Himmel, an dem Sterne funkelten, und einen fahlen Halbmond.

Die Welt hatte uns wieder!

Modesty Blaine merkte es im gleichen Augenblick. »John Sinclair!« schrie sie, und dann hielt sie nichts mehr an ihrem Fleck. Sie rannte mir entgegen, ungeheuer erleichtert. Es war nicht einfach zu laufen. Ihre Füße sanken in dem sumpfigen Boden ein, aber Modesty konnte jetzt nichts mehr aufhalten.

Ich empfang sie mit offenen Armen. Sie warf sich hinein, redete, weinte und lachte in einem, so dass ich kein einziges Wort verstehen konnte. Es war auch nicht nötig, denn mich beschäftigten ähnliche Gedanken wie das Mädchen.

Brigadoon war verschwunden wie ein Spuk. Andere Dinge waren dafür wieder freigegeben worden.

Ein schwerer Mercedes, der mitten im Gelände stand, und nicht weit davon der Jeep, den mir mein Vater überlassen hatte. Noch nie habe ich mich über das Vorhandensein von Autos so gefreut, wie in diesen Augenblicken.

»Ich glaube, Modesty, es wird Zeit, dass wir zurückfahren. Ich könnte jetzt einen kräftigen Schluck vertragen.«

»Da sagen Sie was.«

Sacht drückte ich sie von mir und sammelte die Waffen ein. Als ich den Bumerang aufnahm, lächelte ich aus Freude darüber, ihn wieder in meinem Besitz zu wissen. Das war nicht immer so gewesen. Dr. Tod hatte ihn mal besessen, doch er lebte nicht mehr, ich aber existierte noch. Mit solchen Erinnerungen und Gedanken machte ich

mir selbst Mut, um weiterhin den Kampf gegen die Mächte der Finsternis aufnehmen zu können.

Als wir zum Jeep gingen, fragte Modesty Blaine: »John, mal ehrlich, was sollen wir den anderen sagen?«

»Erzählen Sie ihnen, dass wir ein Märchen erlebt hätten.«

Sie blieb stehen. »Ein Märchen?«

»Ja, warum nicht? Die Bösen sind vernichtet, die anderen haben überlebt. Das ist doch ein Märchen oder nicht?«

Da wurde ihr Gesicht ernst. »Ja, John, ich glaube, es ist gut so, wenn man das denkt. Ich habe ein Märchen erlebt oder den bösen Traum von Brigadoon.« Sie schüttelte den Kopf, war schnell wieder bei mir und hakte sich bei mir ein. »John, bitte, lassen Sie uns so schnell wie möglich fahren.«

»Wüsste nicht, was ich lieber täte...«

***ENDE***

[1] Siehe John Sinclair Nr. 209 »Die Gruft mit dem Höllenauge«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 019 »Ewige Schreie«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 235 »Hexenabend mit Jane Collins«

[4] Siehe Gespenster Krimi Nr. 1 »Die Nacht des Hexers«